



Chapitre de livre

2019

Accepted version

Public access

This is an author manuscript post-peer-reviewing (accepted version) of the original publication. The layout of the published version may differ .

Textsorten und ihre Beschreibung

Adamzik, Kirsten

How to cite

ADAMZIK, Kirsten. Textsorten und ihre Beschreibung. In: Textlinguistik. 15 Einführungen und eine Diskussion. Janich, N. (Ed.). Tübingen : Narr, 2019. p. 135–168. (Narr-Studienbücher)

This publication URL: <https://archive-ouverte.unige.ch/unige:113921>

© This document is protected by copyright. Please refer to copyright holder(s) for terms of use.

Last deposit update in Archive ouverte UNIGE on 15.03.2023 16:40

6 Textsorten und ihre Beschreibung

Kirsten Adamzik

- 6.1 Fragestellungen und Zugänge zum Phänomen
 - 6.1.1 Die gewöhnliche kommunikative Praxis
 - 6.1.2 Texte als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung
 - 6.1.3 Textklassifikation als theoretische Aufgabe
- 6.2 Grobunterscheidungen
 - 6.2.1 Fiktion und anderes – Bezugswelten
 - 6.2.2 Gesprochenes und Geschriebenes – Medien, Interaktivität, Spontaneität, Gültigkeitsdauer
 - 6.2.3 Die Relativierung der Grobunterscheidungen bei der Betrachtung von Texten im Gebrauch
- 6.3 Texteigenschaften und ihre Typologisierung
- 6.4 Abstraktionsebenen: Zum Verhältnis von Text und Typ
- 6.5 Schlussbemerkungen (2008)
- 6.6 Neuere Entwicklungen

Jeder Text ist eine individuelle, ganz einzigartige Erscheinung – er ist, wie man mit Saussure sagen würde, eine Erscheinung der *parole*. Und doch teilt jeder Text mit mehr oder weniger vielen anderen mehr oder weniger viele gemeinsame Merkmale. Dementsprechend lassen sich also vorliegende Texte zu Gruppen mit gemeinsamen Merkmalen zusammenfassen. In einer ersten Annäherung könnten wir TEXTSORTEN als eben solche Gruppen auffassen. Dies entspricht einer ganz und gar unspezifischen Auffassung des Begriffs *Textsorte*, einer Auffassung, die entschieden zu weit ist. Denn wenngleich der Begriff tatsächlich – sowohl in der Forschung als auch in mehr oder weniger fachexternen Zusammenhängen – sehr uneinheitlich und oft auch recht unspezifisch verwendet wird, so gibt es doch viele Eigenschaften, die niemand als textsortenkonstituierend auffassen würde. Dazu gehören z. B. die Sprache (,deutsche Texte‘ gelten nicht als eine Textsorte), der Autor (Goethes Texte gehören gerade *nicht* alle zu einer Textsorte), die Entstehungszeit (z. B. die Texte des 20. Jahrhunderts) und vieles andere mehr.

Eine Textsorte ist also gewiss nicht eine Gruppe von Texten, die nach irgendeinem beliebigen übereinstimmenden Merkmal zusammengefasst wird. Mehr als eine solche negative Präzisierung lässt sich aber unmittelbar auch nicht geben. Der Ausdruck *Textsorte* hat nämlich m. E. inzwischen einen ähnlichen Status erlangt wie *Wort* und *Satz*: Als alltagssprach-naher ist er nahezu unverzichtbar; eine vereinheitlichte Verwendungsweise hat sich aber schon in der Wissenschaftlergemeinschaft nicht durchgesetzt. Besonders wesentlich für die verschiedenen Verwendungsweisen ist dabei, in welchem Zusammenhang und wozu man überhaupt Texte in Gruppen einteilt, also klassifiziert. Dieser Frage ist der erste Hauptabschnitt gewidmet.

6.1 Fragestellungen und Zugänge zum Phänomen

Es sei hier vorgeschlagen, grundlegend drei Arten von Fragestellungen oder Zugangsweisen zu unterscheiden, je nachdem mit welchem Phänomen oder welcher Aufgabe man konfrontiert ist.

6.1.1 Die gewöhnliche kommunikative Praxis

Jeder Mensch geht mit einer Vielzahl von Texten um, hat aber in der Regel kein wissenschaftliches Interesse an dem Phänomen: Vielmehr hat man – rezeptiv – mit einzelnen vorliegenden Texten zu tun, muss diese ‚verarbeiten‘, interpretieren, sie u. U. auch bewerten oder aber man muss – produktiv – einen bestimmten Text erstellen. In beiden Fällen spielen TEXTSORTENKONZEPTE eine Rolle, genauer gesagt, das Alltagswissen, das jeder Sprachteilhaber darüber hat, dass natürlich nicht Text gleich Text ist, sondern es verschiedene Arten davon gibt.

Bei der Rezeption wird ein Text gewöhnlich ziemlich schnell als der einer bestimmten Textsorte identifiziert, z. B. weil schon oben darüber bzw. auf dem Umschlag steht, dass es sich um das Fernsehprogramm, die Wettervorhersage, die Montageanleitung, ein Wörterbuch, eine Literaturgeschichte handelt – in solchen Fällen hat man den Text oft überhaupt nur zur Hand genommen bzw. seine Aufmerksamkeit speziell auf ihn gerichtet, weil man weiß, dass man eine bestimmte Textsorte sucht.

Aber natürlich können auch umgekehrt Texte – ‚unverhofft‘ – zum (potenziellen) Leser kommen, z. B. wenn man ein Buch geschenkt bekommt oder wenn man eine Bank statt, wie vielleicht erwartet, mit Geld mit einem Stapel von Papieren verlässt, die zu lesen, teilweise auszufüllen und durch selbst erstellte oder beigebrachte Texte zu ergänzen sind, damit man an seinen Kredit kommt. In allen diesen Fällen wird zweifellos der erste Rezeptionsschritt meist auch in der groben Identifizierung bestehen, die man großenteils aus dem Text selbst oder beigegebenen Erläuterungen entnehmen kann.

Beim Schreiben schließlich kommt es wohl überhaupt nie vor, dass man schlicht vor der Aufgabe stünde, einen ‚Text‘ zu verfassen; es muss immer ein bestimmter sein, ein Brief, ein Antrag, eine Seminararbeit oder was auch immer.

Da Textsortenkonzepte in der alltäglichen kommunikativen Praxis für die Groborientierung also eine zentrale Rolle spielen, gibt es auch eine große Menge gemeinsprachlicher Wörter, mit denen man sich auf sie bezieht. Diese dürften in vielen Fällen unproblematisch die Verständigung gewährleisten, ebenso wie man sich ja auch über alle anderen Dinge alltagssprachlich verständigen kann, obwohl – oder eher gerade weil – ‚normale Wörter‘ polysem und vage sind. Immerhin ist dieser Weltausschnitt lexikalisch sehr reich, nämlich mit

mehreren tausend Einheiten besetzt (vgl. Adamzik 1995: Anhang), die man als Substrat des Alltagswissens über Textsorten betrachten kann.

Sekundär kann dieses Alltagswissen dann natürlich auch Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden, wobei man neben dem lexikalischen Inventar (vgl. dazu Dimter 1981 und Rolf 1993) auch Sach- und Handlungswissen einbeziehen sollte. Auch dies wird in der normalen kommunikativen Praxis nicht selten expliziert – wiederum natürlich unsystematisch –, und zwar besonders wenn es zu irgendwelchen Problemen oder Konflikten kommt: *Das ist wieder so eine echte Sonntagsrede; Was war denn an meinem Referat so schlecht?* usw.

#2 Elisabeth Gülich hat schon 1986 die Untersuchung des Alltagswissens über Textsorten dringlich eingefordert, jedoch liegen dazu bis heute nur wenige Ansätze vor. Dies erklärt sich sicher auch aus dem methodischen Problem, authentische Äußerungen über Textsorten *systematisch* zu erheben. Da es zur Bedeutung des Textsortenwissens in der alltäglichen kommunikativen Praxis noch wenig Untersuchungen gibt und mit Fragebogen oder Tests (vgl. z. B. Dimter 1981, Techtmeier 2000, Becker-Mrotzek 2005) letzten Endes doch nur wenig Einschlägiges erhoben werden kann, lohnt es sich durchaus, z. B. in einer Seminargruppe eine Bestandsaufnahme der Texte zu versuchen, mit denen die einzelnen rezeptiv oder produktiv an einem Tag/in einer Woche umgehen. Inwieweit lassen sie sich einfach und unproblematisch bestimmten Textsorten zuordnen? Inwiefern lässt sich Übereinstimmung über die Zuordnungen herstellen usw.? #2

6.1.2 Texte als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung

Texte können aus verschiedensten Gründen Objekt wissenschaftlichen Interesses sein. Die nächstliegende Aufgabe besteht in der Auslegung oder Interpretation; damit sind diverse so genannte Textwissenschaften, wie die Religions-, Literatur-, Geschichts- oder Rechtswissenschaft, die Anthropologie, Ethnologie o. Ä. befasst. Dabei müssen natürlich vielerlei Aspekte und vorrangig der Inhalt behandelt werden; auch dabei kommt jedoch die Textsortenspezifität ins Spiel, z. B. wenn man vor der Frage steht, ob man die Aussagen wörtlich nehmen muss/kann oder der Text (auch) in anderem Sinne zu lesen ist.

Besonders nah an einer ‚Sortierproblematik‘ ist man, wenn es darum geht, ein größeres Korpus von Einzeltexten (die allerdings, wie z. B. die Bibel, auch zu einem Großtext zusammengefasst sein können) näher zu charakterisieren. Ein solches Korpus besteht natürlich auch schon aus einer über mindestens ein gemeinsames Merkmal verbundenen Gruppe, und dabei kann es sich sogar um solche grundlegenden, aber nicht textsortenkonstituierenden Eigenschaften handeln, wie sie eingangs genannt wurden. Z. B. ist der Aufbewahrungs- oder Fundort für Archivare oder Bibliothekare relevant, für Sprachen

bzw. Sprachstufen, für die verhältnismäßig wenig Quellen überliefert sind, ist die Frage, welche Textsorten dabei vertreten sind, durchaus von großem Interesse. Auch für die ‚Sortierung‘ von Schriften eines einzelnen Autors, wie sie schon bei einem Editionsvorhaben ansteht, greift man wesentlich auf Textsortengruppen zurück, und die vielen empirischen Untersuchungen zur Gegenwartssprache schließlich setzen ebenfalls entweder an einer ‚natürlichen Gruppe‘ an wie z. B. den Texten in einem Presseorgan, in einem Schulbuch, auf einer Internetseite u. Ä. (es handelt sich ja in diesen Fällen um Konglomerate verschiedener Textsorten) oder beziehen das Merkmal TEXTSORTE sinnvollerweise bei der Korpuszusammenstellung ein.

Diese Fragestellung ist mit der gewöhnlichen kommunikativen Praxis eng verwandt, und zwar nicht nur deswegen, weil als Material eben auch hier authentische Texte zugrunde liegen. Vielmehr bauen solche Untersuchungen auch notwendigerweise auf dem Alltagswissen und der Alltagsrede über Textsorten auf. Denn in den Texten selbst finden sich ja Eigencharakterisierungen – oft z. B. im Titel oder Vorwort – und bei späteren Bezugnahmen auf sie (z. B. in Rezensionen, in ‚Gegenschriften‘, bei Editionen usw.) kommt es nicht zuletzt auch zur Thematisierung der Textsortenspezifik. Außerdem haben einzelne Textwissenschaften, insbesondere die Rhetorik, Philologie und Literaturwissenschaft, in einer langen Tradition schon Systeme der wissenschaftlichen Beschreibung von, wie es dort in der Regel heißt, GATTUNGEN entwickelt, und es kann text(sorten)linguistischen Ansätzen nur zum Nachteil gereichen, diese bei den eigenen Systematisierungsversuchen zu ignorieren.

6.1.3 Textklassifikation als theoretische Aufgabe

Spezifisch für die Sprachwissenschaft ist die Fragestellung, die direkt an der theoretischen Aufgabe ansetzt, den Kosmos der Texte im Rahmen eines textlinguistischen Ansatzes zu erfassen und zu gliedern. Dass eine Texttypologie zentraler Bestandteil einer Textlinguistik sein muss, wurde schon ganz zu Beginn der Diskussionen herausgestellt, als es noch darum ging, die Textlinguistik als (Sub-)Disziplin zu etablieren bzw. die gesamte Sprachwissenschaft unter diesem Vorzeichen neu auszurichten (vgl. vor allem die Beiträge von Peter Hartmann 1964 und 1968 und als Überblick über diese Phase Adamzik 2016: Kap. 1.2.). Wie man dabei allerdings vorgehen sollte, war zunächst sehr umstritten, und aus diesem Kontext stammen denn auch die Problematisierung des Begriffs und verschiedene Versuche, diesen und verwandte Begriffe präzise(r) zu definieren.

Charakteristisch für diesen Ansatz ist, dass man hier – im Gegensatz zu den beiden ersten Zugängen – nicht an einem konkreten Text bzw. einem Korpus, also deskriptiv und induktiv, arbeitet, was normalerweise schon ‚von selbst‘ bestimmte Differenzierungskriterien und auch Klassenbildungen nahelegt oder sogar erzwingt. Denn im Material selbst stößt man schon auf

Textsortenbezeichnungen oder auch -charakterisierungen und bestimmte Eigenschaften sind unmittelbar auffällig oder aber abwesend, was dann natürlich die nähere Analyse steuert. Der theoretische Zugang dagegen ist deduktiv, sieht sich sei es dem ‚Text an sich‘, sei es dem gesamten Universum der Texte gegenüber und muss dementsprechend entscheiden, was denn ein Text grundsätzlich an potenziell differenzierungsrelevanten Merkmalen aufweist oder welche Merkmale (besonders) relevant sein könnten. Dabei gelten die alltagssprachlichen Textsortenbezeichnungen, da sie eben unabhängig von solchen theoretischen Erwägungen entstanden sind und benutzt werden, als nicht nur unzureichende, sondern geradezu fehlleitende Basis.

#1 Dies hat in der Textsortenforschung zu einem fundamentalen Gegensatz zwischen empirisch-induktiven und theoretisch-deduktiven Ansätzen geführt.

Ganz wesentlich für diese Auseinandersetzung wurde ein Beitrag von Horst Isenberg aus dem Jahr 1978, der die spätere Diskussion erheblich beeinflusst und zu einer gewissen Verunsicherung der Textsortenforschung beigetragen hat. Diese Situation scheint mir auch heute noch nicht gänzlich überwunden, jedenfalls werden Isenbergs Einlassungen auch in neueren Veröffentlichungen immer noch als entscheidender Diskussionsbeitrag präsentiert,¹ ohne dass sich dabei eine klare Argumentationslinie abzeichnete. Dies ist daraus zu erklären, dass dabei mehrere sehr unterschiedliche Probleme zur Sprache kommen. Für einige von ihnen hat sich mittlerweile eine Lösung weitgehend durchgesetzt, in Bezug auf andere jedoch besteht nach wie vor Dissens und es herrscht auch eine gewisse Unübersichtlichkeit. Deswegen scheint es mir geraten, den gegenwärtigen Diskussionsstand aus den Thesen dieses frühen Beitrags her zu entfalten und also einen geschichtlichen Rückblick einzuschalten. #1

In der Anfangsphase der Textlinguistik wurden Ausdrücke wie *Textklassen*, *-typen*, *-sorten* noch ganz unterterminologisch nebeneinander benutzt. Es ist wohl auf das 1972 veranstaltete Kolloquium zum Thema zurückzuführen, dessen Beiträge in einem Sammelband mit dem Titel „Textsorten“ erschienen (Gülich/Raible 1972), dass die Bezeichnung *Textsorte* besonders prominent wurde. Ziel der interdisziplinären Veranstaltung war es übrigens, „eine Brücke zwischen den auf einer hohen Abstraktionsebene formulierten linguistischen Textmodellen und den sehr verschiedenartigen Texten zu schlagen, die den Objektbereich der Textwissenschaften bilden“ (Gülich/Raible 1972: 1), also den im vorigen Abschnitt behandelten Zugang mit dem textlinguistischen zu verbinden. Schon damals hoben die

¹ Vgl. W. Heinemann 2000a: 512f., 2000b: 535ff.; Fix u.a. 2001: 24ff.; Vater 2001: 157ff., 176; Gansel/Jürgens 2002: 49ff.; M. Heinemann/W. Heinemann 2002: 157; Brinker 2010: 121; Habscheid 2011b: 13; M. Heinemann 2011: 265.

Herausgeber als Ergebnis der Tagung hervor, „daß sich bisher die Vertreter der Linguistik im prätheoretischen Gebrauch des Terminus ‚Textsorte‘ nicht einig sind“ (Gülich/Raible 1972: 1).

Zu demselben Befund kommt dann auch Isenberg (1978) in seiner Übersicht über den Stand der Forschung, und er moniert durchaus zu Recht eine gewisse Beliebigkeit in den Ansätzen und mangelnde theoretische Durchdringung. Deutlichstes Zeichen dafür ist, dass unter den Ausdruck *Textsorte* die unterschiedlichsten Konzepte gefasst werden, neben Witz, Beschreibung oder Erzählung fallen darunter argumentativer Text und Übersetzung ebenso wie Brief oder Gespräch beim Abendessen, und selbst bei Versuchen einer gewissen Systematisierung und vergleichenden Gegenüberstellung erscheinen als ‚Alternativ‘-Ausprägungen Kategorien wie Zeitungstext vs. ökonomischer vs. politischer Text usw. (vgl. Isenberg 1978: 569), obwohl ja offenkundig ist, dass ein Text dies alles gleichzeitig sein kann. Um zu verdeutlichen, wie unsystematisch und undurchdacht ein solches Vorgehen tatsächlich ist, scheint es mir nützlich, dies auf eine tiefere Ebene der Sprache und einen anderen Phänomenbereich zu übertragen. Es wäre nämlich etwa so, als wenn man Wortsorten zu unterscheiden suchte und dabei z. B. mit den ‚Alternativ‘-Kategorien Substantiv, Farbwort, Kompositum und Fremdwort operieren würde, oder als ginge es um eine Typologisierung von Tieren, und man würde die einen als Fleischfresser, die anderen als Säugetiere und die dritten als Zweibeiner charakterisieren.

Angesichts solch elementarer Kategorisierungskonfusionen wird es verständlich, dass Isenberg sich bemüht fühlte, zunächst einmal grundsätzliche Überlegungen dazu anzustellen, „was eine Typologie im einzelnen leisten soll und was eine solche Typologie ihrem logischen Aufbau nach eigentlich ist“ (Isenberg 1978: 566). Zu diesem Zweck erläutert er, welche Anforderungen an eine wissenschaftliche Typologie zu stellen sind. Sie müsse nämlich (1) *alle* zu typologisierenden Elemente (2) nach einem *einheitlichen* Kriterium (3) *eindeutig* (4) einem von einer *überschaubaren Menge* von Typen zuweisen.

In der späteren Literatur werden die ersten drei Anforderungen in der Regel mit den von Isenberg eingeführten Stichworten (1) EXHAUSTIVITÄT, (2) HOMOGENITÄT und (3) MONOTYPIE behandelt. Zusätzlich wird – entsprechend Isenbergs Gliederung (1978: 576) – meistens noch das Kriterium STRIKTHEIT erwähnt, das typologisch ambige Texte ausschließt. Allerdings führt Isenberg Striktheit nicht als eine Anforderung an die Typologie ein, sondern stellt ausdrücklich fest, dass die Möglichkeit der Entwicklung einer strikten Typologie „eine empirische Frage [ist] und [...] keineswegs a priori entschieden werden“ (Isenberg 1978: 576) kann.

Dass die Typologie „eine überschaubare endliche Menge von *Texttypen*“ (Isenberg 1978: 567) enthalten muss, formuliert Isenberg an anderer Stelle (ohne dafür einen ‚griffig

verfremdenden‘ Terminus wie z. B. *Finitheit* einzuführen), und dieses Kriterium erscheint in den Diskussionen um seinen Anforderungskatalog in der Regel erstaunlicherweise nicht. Erstaunlich ist dies, weil FINITHEIT ein ungemein wichtiges Kriterium ist, entscheidend für das, was Isenberg das „typologische Dilemma“ nennt. Dies besteht in seinen Worten darin, dass

die Forderungen nach Homogenität, Exhaustivität und Monotypie nicht gleichzeitig erfüllbar sind [Striktheit muss, wie gesagt, sowieso nicht erfüllt sein; K. A.], ohne die Bedingung zu verletzen, nach der die zu definierenden Texttypen eine überschaubare endliche Menge bilden müssen (Isenberg 1978: 578).

Dass in dieser Argumentation irgendwo ein Fehler stecken muss – es kann doch nicht sinnvoll sein, Anforderungen an eine Typologie zu formulieren, um abschließend festzustellen, dass man sie leider nicht alle gleichzeitig erfüllen könne – muss jedem auffallen. Andererseits kann man die Berechtigung der von Isenberg formulierten allgemeinen Anforderungen an eine wissenschaftliche Typologie auch nicht gut in Frage stellen. Aus diesem Dilemma hat man sich, wie mir scheint, in der Regel zu befreien gesucht, indem man es als einen Beleg für den Gemeinspruch betrachtet ‚Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis‘. Aber dies ist natürlich auch keine wissenschaftlich befriedigende Schlussfolgerung und bei ihr darf man sicherlich nicht stehen bleiben.

Einen ersten Denkfehler hat Isenberg (1983) in einer Überarbeitung seines Aufsatzes selbst entdeckt und korrigiert. Er betrifft das Kriterium der HOMOGENITÄT, die Forderung also, dass alle Einheiten unter demselben Aspekt typologisiert werden müssen, es eine „einheitliche Typologisierungsbasis“ geben muss. Es mag daran liegen, dass es in der Frühzeit noch derartig unklar war, unter welchem Aspekt man Texte denn eigentlich klassifizieren soll, und das bunte Nebeneinander verschiedenster Gesichtspunkte jedenfalls als unbefriedigend erschien, dass dieses Problem auf die Frage zugespitzt wurde, welche *eine* Typologisierungsbasis denn wohl die sinnvollste wäre.

Dies entspricht – auf unsere Vergleichsbeispiele bezogen – der Frage, ob es sinnvoller ist, Wörter nach der Wortart (Substantiv, Verb, Adjektiv ...), nach ihrer Herkunft (Erbwort, Lehnwort), nach ihrer Komplexität (Simplex, Kompositum, Derivat und evtl. noch einiges andere) oder schließlich nach ihrer Semantik einzuteilen (was aber sind wohl Alternativkategorien zu Farbwort?). Und sortiert man Tiere besser danach, wovon sie sich ernähren, nach der Art, in der sie sich fortpflanzen, oder der Frage, wie sie sich fortbewegen? Angewendet auf diese Gegenstände, dürfte unmittelbar einleuchten, dass die Frage unsinnig ist – man hat nicht zwischen diesen Möglichkeiten zu wählen, weil ein Wort, ein Tier und eben auch ein Text sinnvollerweise unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden können, da alle diese Phänomene mehrere wesentliche Eigenschaften aufweisen, die sich als

Typologisierungsbasis eignen. Es widerspricht also nicht der MONOTYPISIERUNG-Forderung, einen Text gleichzeitig als Zeitungstext, politischen Text und Interview zu klassifizieren, weil diese Charakterisierungen „gar nicht Typen *einer* homogenen Typologie sein können, sondern als Typen *verschiedener* Typologien angesehen werden müssen“, was bedeutet, „daß für eine erschöpfende texttypologische Beschreibung einzelner Texte das Vorhandensein eines *komplexen Klassifikationssystems* für Texte vorauszusetzen ist, das mehrere Texttypologien enthält“ (Isenberg 1983: 333f.; Hervorhebungen im Orig.). Was Isenberg als komplexes Klassifikationssystem bezeichnet, nennt man heute meist eine MEHR-EBENEN-KLASSIFIKATION, und es besteht längst allgemeiner Konsens darüber, dass man bei einer Klassifikation von Texten mit einer einzigen Typologisierungsbasis nicht auskommt. Freilich meint Isenberg, wir wüssten noch „so gut wie nichts darüber, wie ein komplexes Klassifikationssystem für Texte beschaffen sein muß“ (Isenberg 1983: 334) und betrachtet dessen Erarbeitung als wichtige Aufgabe der Texttheorie, wozu es jedoch „zunächst erforderlich [sei], theoretisch befriedigende Texttypologien zu erstellen“ (Isenberg 1983: 335).

Was Isenberg mit theoretisch befriedigenden Texttypologien meint, lässt sich am besten erläutern, wenn man sich an den ersten konkreten Versuch erinnert, Textsorten systematisch gegeneinander abzugrenzen. Es handelt sich um den – später außerordentlich häufig zitierten – Beitrag von Barbara Sandig zum oben erwähnten Kolloquium, in dem sie versuchte, 18 Textsorten mit Hilfe von 20 Unterscheidungsmerkmalen zu differenzieren. Wegen seiner großen wissenschaftshistorischen Bedeutung sei die zusammenfassende Übersicht hier noch einmal abgedruckt (Abb. 6.1).

	gesp	spn	mono	idia	kron	zkon	akon	anfa	ende	aufb	them	lper	2per	3per	impe	temp	ökon	redu	nspr	part
Interview ⁵	+	±	-	-	±	+	+	±	±	-	+	+	+	+	±	±	±	±	+	-
Brief	-	±	± ¹	-	-	-	-	+	+	-	±	+	+	+	±	±	±	±	+	±
Telefongespräch	+	±	-	-	-	+	+	+	+	-	±	+	+	+	±	±	±	±	±	±
Gesetzestext	-	-	+	-	-	-	-	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-	+	-
Arztrezept	-	-	+	-	-	-	-	+	+	+	+	-	-	-	-	-	+	-	+	-
Kochrezept	±	-	+	-	±	±	±	+	-	+	+	-	-	+	±	±	±	-	+	-
Wetterbericht	±	-	+	-	-	+	+	+	-	+	+	-	-	+	-	-	±	-	+	±
Traueranzeige	-	-	+	-	-	-	-	+	+	+	+	±	±	+	-	-	±	-	±	±
Vorlesung(stunde)	+	±	+	+	+	+	+	+	±	-	+	±	±	+	±	-	+	-	±	±
Vorlesungsmitschrift	-	-	+	-	-	-	-	±	±	-	+	-	-	+	±	-	+	-	±	±
Reklame	±	±	±	±	±	±	±	±	±	-	±	±	±	±	±	±	±	±	±	-
Stelleninserat	-	-	+	+	-	-	-	+	+	+	+	±	±	±	±	±	±	±	±	-
Rundfunknachrichten	+	-	+	+	-	+	+	+ ²	+ ²	-	-	-	-	+	±	±	±	±	+	-
Zeitungsnachricht	-	-	+	+	-	-	-	+	+	-	+	-	-	+	±	±	±	±	+	-
Telegramm	-	-	+	+	-	-	-	+	+	-	+	±	±	±	±	±	±	±	±	±
Gebrauchsanweisung	-	-	+	-	-	-	-	±	±	-	+	±	±	±	±	±	±	±	±	-
Diskussion	+	±	-	-	±	+	+	+	+	-	+	+	+	+	±	±	±	±	±	±
familiäres Gespräch	+	+	-	±	+	+	±	±	-	-	+	+	+	+	±	±	±	±	±	+

- 1 [-mono] bei Briefwechseln.
- 2 + für die Nachrichtensendung, nicht die einzelne Nachricht.
- 3 Vgl. Bezugstext 5: Wiederholungen von *Brandt, Bundeskanzler* statt *er*.
- 4 + ist nur bei Schlagzeilen möglich.
- 5 Der Kritik von G. Wienold folgend streiche ich „verschriftlichtes Interview“ und „verschriftlichtes Interview, überarbeitet“. Denn sonst müßten auch für andere Sprech-Textsorten weitere Textsorten eingeführt werden, je nachdem, ob sie verschriftlicht oder verschriftlicht überarbeitet wären. Es ist aber ökonomischer, gleiche charakteristische Veränderungen bei allen nicht überarbeiteten oder überarbeiteten Verschriftlichtungen gesprochener Textsorten anzunehmen, statt für jede Textsorte eine Verdreifachung.
- 6 + nur in Zitaten.

Abb. 6.1: Differenzierungsmerkmale für Gebrauchstextsorten (Sandig 1972: 118)

Wie man sieht, sind hier – in der Tat einigermaßen willkürlich – Einzelmerkmale angeführt. Außerdem erscheinen neben-, um nicht zu sagen: durcheinander einerseits so genannte.

textexterne und textinterne Merkmale. Zu den ersten gehören z. B. die Fragen, ob die Kommunikanten in räumlichem und zeitlichem Kontakt zueinander stehen und ob sie gleichberechtigt sind, zu den zweiten u. a. die Frage, ob Imperativ- oder bestimmte Tempusformen vorkommen oder nicht. Zwar hat Sandig ihren Vorschlag ausdrücklich als fragmentarisch bezeichnet und in aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, dass dieser Ansatz noch ausgebaut werden müsste, also eher dazu dient, das Prinzip einer Textsortendifferenzierung mit Hilfe von Merkmalsoppositionen zu verdeutlichen. Trotzdem lässt sich wohl leicht nachvollziehen, dass man schon diesen Ansatz für verfehlt halten kann, da sich sowohl die Liste der Textsorten als auch die der Merkmale nahezu bis ins Unendliche erweitern ließe. Auf diesem Wege lässt sich ganz sicher keine Übersicht über das Universum der Texte gewinnen, was ja schließlich das Ziel einer Typologie ist (eine andere Weise zu sagen, dass eine Typologie finit sein muss).² An Grundunterscheidungen, die eine solche Übersicht gewähren sollen, sind zwei seit langem gängig, nämlich erstens die zwischen FIKTIONALEN/LITERARISCHEN und NICHT-FIKTIONALEN TEXTEN, zweitens die zwischen GESCHRIEBENEN und GESPROCHENEN. Im Laufe der Diskussion haben sich zusätzlich zwei weitere als relativ üblich etabliert, das ist einerseits eine Grobdifferenzierung nach der Textfunktion, andererseits eine nach der Themenbehandlung. Im Abschnitt 6.2 werden zunächst die beiden ersten Grobunterscheidungen vorgestellt und ihre Problematik erläutert. Problematisch an ihnen ist vor allem, dass sie eigentlich als ‚Sortierwerkzeug‘ gedacht sind, mit ihrer Hilfe nämlich das Textuniversum in jeweils zwei Mengen aufgeteilt werden soll. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass einerseits die Zweiteilung zu grob ist und es sich andererseits richtiger um analytische Unterscheidungen handelt, da ein und derselbe Text Elemente beider bzw. mehrerer dieser ‚Klassen‘ aufweisen kann. Dasselbe gilt auch für die Funktionen und Themenbehandlungen. Daher halte ich es für angemessener anzunehmen, dass saubere Texttypologien gar nicht auf Texte, sondern nur auf Texteigenschaften angewendet werden können. Dem gilt der Abschnitt 6.3.

² Außerdem sind die Merkmalsausprägungen, bei denen man ja nur zwischen + oder – oder ± wählen kann, sicher für eine differenzierte Beschreibung nicht geeignet.

6.2 Grobunterscheidungen

6.2.1 Fiktion und anderes – Bezugswelten

Eine elementare und sehr gängige Grundunterscheidung ist die zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten, die auch gut zu der ‚Arbeitsteilung‘ der ursprünglich global philologisch orientierten Fächer in Literaturwissenschaft und Linguistik passt. Tatsächlich stellt man in diesem Sinne oft literarische Gattungen nicht-literarischen Textsorten gegenüber, und manche Textlinguisten beschränken sich von vornherein auf die so genannten Gebrauchstexte. Das gilt z. B. für den genannten Aufsatz von Sandig, aber auch – sehr einflussreich! – für die Einführung von Klaus Brinker (2010 bzw. Brinker u. a. 2014) sowie den HSK-Band „Text- und Gesprächslinguistik“ (Brinker u. a. 2000/2001). In dessen Hauptkapitel zur Typologisierung (VIII) gibt es zwar einen Artikel zu „Textsorten und literarischen Gattungen“ (Dammann 2000), literarische Texte spielen jedoch im Kapitel IX keine Rolle, wenngleich darin nach Meinung der Herausgeber „die für die schriftliche Kommunikation wesentlichen Kommunikationsbereiche [und ihre konstitutiven Textsorten] erfaßt sind“ (Brinker u. a. 2000: XIXf.). Literarisches wird damit also aus dem Gegenstandsbereich der Text(sorten)linguistik ausgeklammert.

Dammann schließt sich der Forderung an, die Gegenstände Textsorte und Gattung/Genre „nach den Praxisbereichen Alltagskommunikation einerseits und (Schöne) Literatur andererseits“ (Dammann 2000: 547) gegeneinander abzugrenzen, weist aber die Zuschreibung des Prädikats ‚Fiktionalität‘ für letztere ausdrücklich als „falsch“ (ebd.) zurück. Da ein Gespräch zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik nicht zustande gekommen sei, beschränkt er sich im Weiteren auf die Präsentation der Theoriebildung in der Literaturwissenschaft (vgl. Dammann 2000: 547f.).

Dort arbeitet man bekanntlich seit dem 18. Jahrhundert für die Subdifferenzierung des literarischen Feldes mit der Trias Epik – Dramatik – Lyrik und einer Vielzahl von (historisch gebundenen) Einzelgenres wie Abenteuerroman, Ballade, Epos, Picaroroman, Räuberroman, Sonett, Sottie, Trinklied, Zeitgedicht usw., findet hier also eine ebenso große Fülle überlieferter Bezeichnungen vor wie bei den Gebrauchstextsorten. Tatsächlich steht die literaturwissenschaftliche Gattungstheorie vor denselben Problemen wie die Gebrauchstextsorten-Typologie, zumal sich auch die überkommene Trias systematisch nicht begründen lässt und also nicht etwa als Beispiel für eine theoretisch befriedigende Typologie gelten kann (vgl. Zymner 2010). Auch insofern darf man es als durchaus bedauerlich betrachten, dass der Dialog zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft nicht intensiver geblieben ist (vgl. dazu Adamzik 2017).

Für unseren Zusammenhang interessiert jedoch zunächst die Frage, ob man an der

Zweiteilung festhalten kann. Zwei Vorschläge für die Begründung der Dichotomie stehen im Raum. Zunächst die Abgrenzung LITERARISCH vs. NICHT-LITERARISCH, wofür das Kriterium offenbar PRAXIS- oder KOMMUNIKATIONSBEREICH ist. Man muss sich nicht einmal die im HSK-Band neben dem Alltag angeführten Kommunikationsbereiche – u. a. Massenmedien, Rechtswesen, Religion, Wissenschaft – vor Augen führen, um zu erkennen, dass es mit einer Zweiteilung nicht getan ist. Ein Text gehört nicht entweder in den Alltags- oder in den Literaturbereich, daneben gibt es auf gleicher Ebene offenbar noch anderes.

Der zweite Vorschlag greift auf das Kriterium FIKTIONALITÄT zurück, das sicher sehr häufig als Differenzierungsmerkmal für literarische und nicht-literarische Texte gebraucht bzw. hinzugedacht wird, das Dammann (2000) aber schlicht als falsch zurückweist, ohne dies allerdings näher zu erläutern. M. E. gibt es mindestens drei Gründe dafür, dass dieses Kriterium unbrauchbar ist. Erstens ist es nur ein relatives, da literarische Texte mehr oder weniger weit von der ‚Normalwelt‘ entfernt sein können und dies für die Unterscheidung von Gattungen zweifellos relevant ist (z. B. für den Gegensatz zwischen Märchen und Novelle).³ Zweitens rechnet man spätestens seit den 1960er-Jahren mit einem so genannten ‚erweiterten Literaturbegriff‘, der nicht nur Konsum-/Trivilliteratur und Filme einschließt, sondern ausdrücklich auch ‚literarische Gebrauchsformen‘ wie Essay, Reportage, Memoiren und vieles andere Nicht-Fiktionale – zuweilen gar als ‚vierte Gattung‘ – einbeziehen möchte (vgl. Belke 1973 und 1974). Abgesehen davon, dass mit Gelegenheitsdichtung, Lehrdichtung oder Aphorismen auch bestimmte nicht-fiktionale Texte schon lange mit zur Literatur gerechnet werden, haben natürlich auch die jüngeren literarischen Entwicklungen und Experimente – z. B. Dokumentarstücke oder Ready-made-Poesie wie Peter Handkes „Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg am 26.1.1968“ – die Erweiterung des Literaturbegriffs gestützt. Drittens schließlich ist das Kriterium Fiktionalität deswegen ganz und gar ungeeignet zur Ausgrenzung literarischer Texte, weil nicht nur im Rahmen der Literatur Fiktionales ersonnen bzw. der Bezug auf die als real gedachte Welt suspendiert werden kann.

Dass eine Zweiteilung in literarisch/fiktional vs. nicht-literarisch/Gebrauchstexte so gängig ist, lässt sich also sicher nicht systematisch begründen, sondern nur (disziplin)historisch erklären. Das Kriterium, ob sich ein Text auf die reale Welt bezieht oder nicht, bzw. die Frage, auf welche Welten Texte sich beziehen können, ist aber durchaus geeignet für eine Grobunterscheidung.

Dazu bietet es sich an, das wissenssoziologische Konzept der Lebenswelten aufzugreifen, das von Alfred Schütz entwickelt und besonders durch Berger/Luckmann (1966/1980) bekannt

³ Übrigens wird in der literaturwissenschaftlichen Diskussion auch die Position vertreten, dass der Lyrik die Eigenschaft der Fiktionalität abgehe. Grundsätzlich ist Fiktionalität von Fiktivität zu unterscheiden; vgl. zum Thema Weidacher 2017.

gemacht wurde (vgl. auch Schütz/Luckmann 2017). Die reale Welt, an deren Wirklichkeit niemand zweifelt und die für alle Gesellschaftsmitglieder eine gemeinsame ist, heißt in diesem Ansatz *Alltagswelt*. „Ihre Intersubjektivität trennt die Alltagswelt scharf von anderen Wirklichkeiten, deren ich mir bewußt bin. Ich bin allein in der Welt meiner Träume“ (Berger/Luckmann 1980: 25). Im Zentrum der Alltagswelt steht das so genannte Jedermannswissen: „Jedermannswissen ist das Wissen, welches ich mit anderen in der normalen, selbstverständlich gewissen Routine des Alltags gemein habe“ (ebd.: 26). Dieses Wissen umfasst natürlich auch solches über Texte und Textsorten.

Zu den Wirklichkeitsbereichen, an deren Realität nicht gezweifelt, sondern die als solche hingenommen wird, gehört allerdings auch vieles, was nicht allen Gesellschaftsmitgliedern zugänglich ist, und zwar umso mehr, je größer der gesamtgesellschaftliche Wissensvorrat ist. Auf die notwendigerweise ungleiche Verteilung des Wissens gehen Schütz/Luckmann (2017: Kap. IV C) ausführlich ein; sie unterscheiden dabei Allgemeinwissen von Sonderwissen. Um auch den Inhalt des Sonderwissens als Bestandteil der für real genommenen Welt zu fassen, ihn aber vom Jedermannswissen abzugrenzen, und ferner dem Tatbestand Rechnung zu tragen, dass – zumal in einer multikulturellen Gesellschaft – auch verschiedene Ausprägungen von Alltagsroutinen nebeneinanderstehen, wird hier der Ausdruck *Standardwelten* vorgezogen.

Den Standardwelten stehen solche gegenüber, die nicht den Status ‚Realität‘ zugeschrieben bekommen. Dazu gehört zunächst das bewusste Außerkraftsetzen der Regeln ‚normaler Kommunikation‘ in Spiel, Spaß, Fantasien und fiktionalen Welten. Zum Allgemeinwissen gehört, dass es solche Sinnbereiche jenseits der Standardwelten gibt. Aber auch hier ist das Wissen über Textsorten, literarische und kommunikative Gattungen ungleich verteilt; z. T. konstituieren sich (auch kleinere) Interaktionsgruppen über in spezifischer Weise realisierte kommunikative Praktiken (z.B. Frotzeln, rituelle Beschimpfungen und dergl.). Erst recht differenzieren sich gesellschaftliche Gruppen über das (nicht) geteilte Wissen um Inhalte fiktionaler Welten (Höhenkammliteratur, Comic- und Fernsehserien etc.; vgl. Adamzik 2018b).

Ebenso scharf wie Spielwelten stehen den Standardwelten erklärtermaßen Bereiche entgegen, die ‚nicht von dieser Welt‘ sind, sondern sich im Jenseits lokalisieren. Unbeschadet der Tatsache oder Möglichkeit, dass es Menschen oder gar ganze Gesellschaften gibt, die an die Existenz von Übersinnlichem nicht glauben, muss man als Tatsache zur Kenntnis nehmen, dass es Texte und Lebensweisen gibt, die sich in eben dieser Welt situieren. Diesem Bereich der Glaubensinhalte schlagen Becker/Hundt (1998: 125) auch Ideologien zu. Im Anschluss an Hugo Steger (1988), der seinerseits auf Schütz zurückgreift, nehmen sie eine Unterscheidung ‚sekundärer Welten‘ vor, die sich durch verschiedene ‚Semantiksysteme‘ auszeichnen (vgl.

Adamzik 2018a: Kap. 2.4.).

Im Vordergrund stehen dabei Fachsprachen. Ein Teil davon gehört in den Bereich der Standardwelten, nämlich die dem Durchschnittsmenschen nicht zugänglichen, aber fraglos existierenden Realitätsausschnitte (insbesondere aus Technik und Verwaltung). Die Wissenschaft dagegen wird als eigene Sinnprovinz aufgefasst, in der es um mögliche Welten (in der Philosophie ja seit langem geläufig) bzw. hypothetische Konstrukte geht.

Berger/Luckmann sprechen hier von der theoretischen (gegenüber der natürlichen) Einstellung, für die nichts als fraglos gegeben gilt, da wir nicht wissen können, wie die Welt ‚in Wirklichkeit‘ beschaffen ist.

Im Folgenden wird versucht, diese Auslegungen zusammenzuführen (Abb. 6.2). Dabei bleibt die Sphäre der subjektiven Welten, die bei Becker/Hundt keine Rolle spielt, erhalten. Diese habe ich früher (vgl. Adamzik 2016: Abb. 4.1) als Welt der individuellen Sinnfindung gefasst. Denn für jedes Individuum ist vorauszusetzen, dass es sich – natürlich großenteils unter Rückgriff auf die anderen Welten, teilweise aber auch unter Ausschluss einzelner von ihnen – an einem eigenen Bezugssystem orientiert, das möglicherweise mit Entitäten und Sachverhalten rechnet und in dem Werte, Aussagen und Argumente Gültigkeit haben, die für andere Individuen nicht zulässig sind oder keinen Sinn haben, ein Bezugssystem, das sich im Übrigen im Laufe des Lebens sehr stark verändern kann.

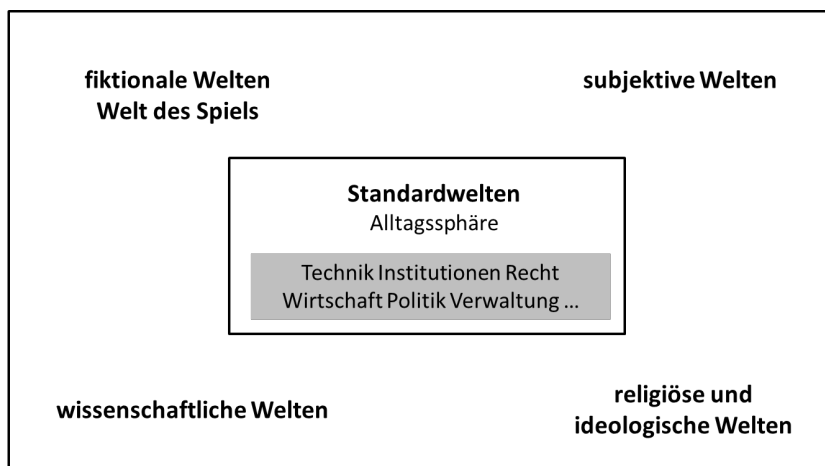


Abb. 6.2: Bezugswelten (Adamzik 2018a: 102)

Die Unterscheidung dieser Welten ist als analytische zu verstehen, denn wenngleich es viele Texte gibt, die sich ausschließlich auf Standardwelten beziehen, nämlich die eigentlichen Gebrauchstexte (bevorzugter Gegenstand der älteren Textsortenforschung), sind andere (die interessanteren!) nicht einfach einer der Welten zuzuordnen, sondern für ihre Interpretation ist es wichtig zu berücksichtigen, welche Welten sie als Bezugssysteme einbeziehen oder auch ausschließen. Die Welten fallen auch nicht mit Kommunikationsbereichen zusammen. So sind z. B. die Bibel, die katholische Kirche und der Papst zweifellos Entitäten der Standardwelt, die jungfräuliche Geburt gehört in den Bereich des Übersinnlichen, die Kirchengeschichte ist

u. a. Gegenstand der Welt der Wissenschaft, die Gleichnisse Jesu spielen in der Welt der Fantasie, und ob man den Papst als geistlichen Führer akzeptiert, ist eine Frage der individuellen Sinnfindung.⁴

Da bei Bezugswelten relevant ist, was als gültig akzeptiert wird, ist damit eine Kategorie verwandt, die Josef Klein in die Diskussion eingebracht hat, der so genannte GELTUNGSMODUS von Textsorten, der auch ihre „Bindekraft“ betrifft. Er hat dies am Beispiel von Textsorten aus dem politischen Bereich erläutert. Während internationale Verträge eine völkerrechtliche Verbindlichkeit haben und damit in meiner Redeweise Tatsachen in Standardwelten etablieren, ist der Geltungsmodus von Wahlkampfertexten „geprägt durch die Differenz zwischen dem Emittentengestus kategorischer Wahrheits- und Richtigkeitsansprüche und einer verbreiteten adressatenseitigen Skepsis gegenüber diesem Gestus. Ankündigungen pflegen als ‚Wahlversprechen‘ verstanden [...] zu werden“ (Klein 2000: 37). Dieselbe Diskrepanz dürfte bei einer Textsorte bestehen, die sich auf bereits geschehene Ereignisse der Standardwelt, nämlich Wahlen, bezieht: Bei der Kommentierung von Wahlergebnissen scheinen es Politiker leicht zu schaffen, sich als Sieger zu sehen oder mindestens eine Verbesserung gegenüber irgendeinem anderen Ergebnis zu erkennen.

#2 Die Berücksichtigung der Kategorie Geltungsanspruch überwindet eine einseitig an der Sprecherintention festgemachte Interpretation, wie sie insbesondere in der senderzentrierten Sprechakttheorie üblich ist (vgl. auch hierzu besonders Brinker 2010: Kap. 4.3.1., sowie Rolf 2000). Es wäre zu überlegen, ob solche Diskrepanzen auch mit dem Konzept der Bezugswelten interpretierbar wären: Die Fernsehveranstaltungen am Wahlabend als Bestandteil einer Spiel-/Fantasiewelt der Politiker oder doch als simples Täuschungsmanöver in der Standardwelt? Oder glauben sie wirklich, was sie sagen – wie mögen sich die Ereignisse in der subjektiven Welt eines bestimmten Politikers darstellen? #2

Das vergangene Jahrzehnt hat allerdings erhebliche Bewegung in dieses System der Bezugswelten gebracht. Für hochkomplexe Gesellschaften gilt generell, dass Textsorten, in denen es um Sonderwissen geht, nur Experten zugänglich sind (ebenso wie der entsprechende Fachwortschatz). Das relativiert sehr stark den gängigen Topos, die Kenntnis von Textsorten gehöre zur Kompetenz der Sprachteilhaber. Ein sehr großer Teil gerade der standardisierten Textsorten (v. a. aus Technik, Recht, Verwaltung und Wirtschaft) ist Durchschnittsmenschen gänzlich unbekannt und stellt sie vor beträchtliche Verstehensprobleme, wenn sie sich doch damit auseinandersetzen müssen. Diese (sprachliche) Arbeitsteilung funktioniert gut, solange das herrscht, was Wichter (1994: 27f.) „unbestrittene Vertikalität“ genannt hat, wenn nämlich

⁴ Für eine ausführlichere Erläuterung des möglichen Zusammenspiels der Welten am Beispiel des Films *Die fabelhafte Welt der Amélie* vgl. Adamzik 2016: 123ff.

die Laien den Experten vertrauen, bei diesen höherwertiges Wissen voraussetzen und daher an sie Aufgaben delegieren, die ihre eigene Kompetenz überschreiten.

Das Vertrauen nicht nur in Fachexperten, sondern die gesellschaftliche Elite überhaupt (Politik, Wirtschaft, Medien) ist jedoch im 21. Jahrhundert dramatisch gesunken, so dass Wahlkampftexte längst nicht mehr die einzigen sind, deren Wahrheits- und Richtigkeitsansprüchen viele mit größter Skepsis begegnen (vgl. *Lügenpresse* und *postfaktisch*; allgemeiner zur Krise der gesellschaftlichen Kommunikation Adamzik 2018: bes. Kap. 3.2.1.).

6.2.2 Gesprochenes und Geschriebenes – Medien, Interaktivität, Spontaneität, Gültigkeitsdauer

Auch die Grobunterteilung nach den beiden Erscheinungsformen von Sprache – mündlich vs. schriftlich – ist sehr elementar und äußerst gebräuchlich, aber ebenso problematisch wie das Kriterium der Fiktionalität. Zunächst ist die Frage umstritten, ob man bei mündlichem Sprachgebrauch überhaupt von Texten reden soll (vgl. Adamzik 2016: 70ff.). Ebenso wie manche Literarisches von vornherein aus dem Gegenstandsbereich der Text(sorten)linguistik ausschließen, sprechen sich auch viele dagegen aus, Gesprochenes bzw. Gespräche/Dialoge darin zu berücksichtigen. Auch diese Position wird besonders prominent von Brinker vertreten und liegt der Zweiteilung der HSK-Bände „Text- und Gesprächslinguistik“ zugrunde. Auf den ersten Blick geht es hier um das Kriterium der MEDIALITÄT: Handelt es sich bei dem Kommunikat, dem Produkt des Sprachgebrauchs, um ein optisches, d. h. visuell wahrnehmbares oder um ein lautliches, d. h. auditiv wahrnehmbares Gebilde? Nun kann man Geschriebenes vorlesen – und vieles Geschriebene ist zum Vorlesen gedacht – und Gesprochenes aufschreiben – auch das kommt regelmäßig vor –, so dass dieses eher äußerliche Kriterium zu Einteilungen führt, die denn doch nicht besonders sinnvoll sind (genauer hierzu Kap. 8).

Auf den zweiten Blick stellt sich dann heraus, dass es gar nicht allein um die Medialität geht, sondern noch um anderes. Und zwar kommen hier mindestens zwei weitere Kriterien ins Spiel, die in Brinkers Einführung (2010) und im HSK-Band beide bei der Trennung von Text- und Gesprächslinguistik herangezogen werden. In beiden Fällen ist der argumentative Ausgangspunkt die Dichotomie geschrieben-gesprochen. Entsprechend der Einführung ist dann die DIALOGIZITÄT (oder auch: INTERAKTIVITÄT) das unterscheidungsrelevante Merkmal, da die Bestimmung der kommunikativen Funktion „primär auf den einzelnen Sprecher bzw. Schreiber bezogen“ ist (Brinker 2010: 19), hier scheint also die Anzahl der (produktiven) Kommunikationsteilnehmer relevant, die uns auf die Dichotomie MONOLOG – DIALOG führt. Im Vorwort des HSK-Bandes sind als Textproduktionsinstanz dagegen nicht mehr nur

Einzelpersonen, sondern auch Gruppen und Institutionen vorgesehen. Als Differenzierungsmerkmale erscheinen dann MÜNDLICH vs. SCHRIFTLICH KONSTITUIERT und INTERAKTIV-GLEICHZEITIG vs. ZEITLICH UND RÄUMLICH VERSETZT (vgl. Brinker u. a. 2000: XVII).

Man beachte, dass damit verschiedene Eigenschaften – wohl im Sinne einer prototypisch vorausgesetzten Kombination – zusammengegriffen werden, die Sandig (1972) mit den Merkmalen \pm gesprochen, \pm spontan, \pm monologisch, \pm räumlicher Kontakt, \pm zeitlicher Kontakt, \pm akustischer Kontakt säuberlich voneinander unterschieden hat (siehe Abb. 6.1). Was sich also zunächst wie eine Dichotomie ausnimmt, erweist sich beim näheren Hinsehen als ein höchst komplexes Ineinander durchaus unterscheidbarer Merkmale.

#1 Angesichts dieses Problems greift man heutzutage meist auf das besonders von Koch/Oesterreicher propagierte Konzept der Differenzierung zwischen medialer und konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit zurück (vgl. Kap. 8). Prototypisch für konzeptionelle Schriftlichkeit sind monologische, sorgfältig geplante (= nicht spontan formulierte), situationsentbundene Texte, die sich für die Distanzkommunikation (Öffentlichkeit) eignen. Konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit entspricht allerdings im Gegensatz zu medialer nicht einer Dichotomie, sondern es handelt sich um ein graduelles Kriterium (siehe 8.1). Gerade die Tatsache, dass sie dieses für die Beschreibung außerordentlich wichtige Kontinuum kategorial gefasst haben, hat Koch/Oesterreicher einen so großen Einfluss eingetragen. Da allerdings die Assoziation mit dem Kriterium der Medialität (mündlich-schriftlich) mehr Probleme aufwirft, als sie löst, nimmt man auf dieses Kriterium heute mit dem Begriffspaar *Nähe-Distanz* Bezug (vgl. Feilke/Hennig 2016). #1

Das Nähe-Distanz-Kontinuum eignet sich auch besser, um zu einem weiteren Differenzierungskriterium hinzuführen. Besonders in den Vordergrund gerückt wurde es von Konrad Ehlich, der die wesentliche Funktion der Schrift darin sieht, dass sie „Mittel zur Verdauerung des in sich flüchtigen sprachlichen Grundgeschehens, der sprachlichen Handlung“ (Ehlich 1994: 18) sei. In diesem Sinn kann man den Textbegriff wieder einschränken auf ausschließlich zur Überlieferung gedachte Texte. Tut man dies nicht – und dies scheint mir schon deswegen wenig sinnvoll, weil es sich sicherlich wieder um ein graduelles Unterscheidungsmerkmal, eine Skala handelt – dann haben wir schlicht ein weiteres Unterscheidungsmerkmal vor uns, das ich GÜLTIGKEITSDAUER genannt habe (vgl. Adamzik 2016: Kap. 4.4.2.). Texte – auch geschriebene – sind ja nicht nur materiell mehr

oder weniger vergänglich, sondern auch entsprechend ihrem Nutzen mehr oder weniger beständig. Am einen Ende dieser Skala stehen Wegwerf- oder Verbrauchstexte, am anderen Texte, die für die Ewigkeit gedacht sind. Auf dieser Grundlage kann man immerhin, wengleich recht arbiträr, auch diskrete Klassen bilden, wie etwa:

1. MINIMAL (Wegwerftexte wie Tafelanschrieb oder Einkaufslisten sowie alles spontan Gesprochene, das nicht aufgezeichnet wird),
2. BEGRENZT (Veranstaltungsprogramm, Tageszeitung),
3. LÄNGERFRISTIG (Protokoll, Reportage, Gesetz, wissenschaftlicher Text, Enzyklopädie),
4. UNBESCHRÄNKT (philosophische Texte, Belletristik i. e. S. der Höhenkammliteratur).

Kommen wir nun noch einmal auf das Kriterium der MEDIALITÄT zurück: Die Dichotomie gesprochen-geschrieben mutet m. E. heutzutage nahezu anachronistisch an. Denn im Multimedia-Zeitalter sind wir ja besonders sensibel geworden für die Verknüpfung verschiedener Kanäle und Ausdruckssysteme. Zum Sprachlichen – sowohl in mündlicher als auch schriftlicher Realisation – kommen Bilder und Grafiken, Musik, Filme, Animationen und natürlich parasprachliche Merkmale sowie Gestik und Mimik hinzu, letztere durch den Kamerazoom oft viel deutlicher erkennbar und dauerhafter als in der *face-to-face*-Situation. Diese Erinnerung an das per se mehrere Medien und Kanäle einbeziehende Gespräch möge auch verdeutlichen, dass wir unter dem Eindruck der globalisierten und multimedialen Kommunikation zu dem durchaus irrigen Eindruck neigen, im vor-elektronischen Zeitalter seien Kommunikate überwiegend monomedial gewesen. Das ausschließlich aus Schriftzeichen bestehende Buch ist aber eher ein Grenzfall, ebenso wie eine ausschließlich aus (neutral artikulierten) Wörtern bestehende Rundfunkbotschaft. Und selbst ein Buch oder beschriebene/bedruckte Einzelblätter bestehen nicht nur aus Schriftzeichen, sondern präsentieren notwendigerweise zugleich eine Fläche, deren Strukturierung Informationswert hat (vgl. auch Kap. 1). Diesen Fragenkomplex greift eine Forschungsrichtung auf, die sich als „Bildlinguistik“ zu etablieren versucht (vgl. Diekmannshenke u. a. 2011; Große 2011; Holly 2013). Sie kritisiert an der herkömmlichen Text(sorten)linguistik die Konzentration auf sprachliche Merkmale, betont die Bedeutung nonverbaler Elemente, hebt dabei aber ganz ab auf visuell Wahrnehmbares, so dass die alte Dichotomie (mündlich-schriftlich) in neuem Gewand (auditiv-visuell) wieder ins Zentrum tritt, während Sprachlichkeit als Kriterium für Textualität eigentümlich herabgestuft wird (vgl. Adamzik 2016: Kap. 2.5.).

6.2.3 Die Relativierung der Grobunterscheidungen bei der Betrachtung von Texten im Gebrauch

Die Sortierung von Kommunikaten entsprechend dem Kommunikationsbereich oder den

verwendeten Medien ist noch aus einem weiteren Grund problematisch. Sie ist nämlich ausschließlich produktorientiert, ohne irgendeinen Kontext oder den Umgang mit Kommunikaten einzubeziehen. Nun kommt aber ein Text selten allein, vielmehr steht er sogar außerordentlich häufig in Beziehung zu anderen Botschaften, die medial teilweise anders verfasst sind und die einem anderen Kommunikationsbereich angehören oder sogar in andere Welten führen können. Was die Medialität angeht, so ergibt sich daraus eben die vieldiskutierte Frage, ob wir mit einem so genannten *erweiterten* Textbegriff arbeiten sollten, der nicht nur Mündliches umgreift, sondern auch bildliche, filmische, musikalische usw. Teile aufweisen kann, oder ob man gar etwa ein Bild ohne Sprache auch als Text auffassen sollte.⁵ Weniger häufig diskutiert wird, jedenfalls was die Textsortenlinguistik angeht, die Frage, inwiefern Texte aus einem Kommunikationsbereich in einen anderen überführt werden und sich dabei sogar die Bezugswelten – in charakteristischer oder auch unerwarteter Weise – vermischen können. Für Medientexte ist es charakteristisch, dass sie ihre Gegenstände aus sämtlichen anderen Kommunikationsbereichen ‚beziehen‘ und sich erst in neuerer Zeit auch viel mit sich selbst als einem relevanten Kommunikationsbereich beschäftigen.

Ebenso ist es eine – bekanntlich nicht einfache – Aufgabe für Literaturwissenschaftler, Studierende daran zu hindern, literarischen Texten (lediglich) mit einer ‚evasiven‘ Lesehaltung zu begegnen, entsprechend der sie in die fiktionale Welt eintauchen. Stattdessen sollen sie diese Texte einerseits als Entitäten der Standardwelt betrachten – sie gehören ja auch dieser an, haben einen Autor, eine Rezeptionsgeschichte, sind in einem realen historischen Kontext entstanden usw. Andererseits werden sie Gegenstände der (literatur-)wissenschaftlichen Welt, in der sie auch unter Gesichtspunkten betrachtet werden, die keinem naiven Leser in den Sinn kämen.

Bezieht man nun auch den Gebrauch der Texte ein – und das ist einfach notwendig, weil ihre bloße materielle Existenz nicht dafür ausreicht, sie als interpretierbare Sinngebilde aufzufassen, von einem Kommunikat kann sinnvollerweise nicht die Rede sein, wenn niemand da ist, der den Text rezipiert –, dann ergeben sich neue Perspektiven: Bei der Reaktualisierung kommen zunächst üblicherweise verschiedene Medien zusammen, und auch die anderen Einzelmerkmale können variieren. Um mit einem einfachen Beispiel für Wegwerftexte zu beginnen: Einer Einkaufsliste liegt oft ein gedrucktes Rezept, also ein Text mit längerfristiger Gültigkeit, zugrunde, Bestandteile dieser Liste werden im Dialog mit dem Verkäufer abgelesen. Ein Tafelanschrieb, ebenfalls höchst flüchtig, ist normalerweise nur ein kleiner schriftlicher Bestandteil einer überwiegend mündlichen Interaktion; es wird dabei

⁵ Auch dabei kann man allerdings noch ganz produktorientiert bleiben und z. B. feststellen, dass eine Zeitschriftenreportage normalerweise aus Bildern und geschriebener, eine Fernsehreportage aus Film mit gesprochener sowie eventuell zusätzlich geschriebener Sprache (Einblendungen) besteht.

meist geschrieben, was auch gesagt wird, und vom Angeschriebenen und/oder Gesagten fertigen andere schriftliche Notizen an. Ausserdem spielen in einer Schulstunde oder einem Seminar – hier sind wir im Kommunikationsbereich (Hoch-)Schule bzw. Wissenschaft – zugleich gedruckte Dokumente eine große Rolle, die in Ausschnitten auch vorgelesen werden und auf jeden Fall eine Quelle z. B. für Begriffe sind, die man im mündlichen Austausch über den schriftlichen Text verwendet. Damit sind wir in gewisser Weise schon beim anderen Extrem, den ‚Texten für die Ewigkeit‘. Bei diesen sollte man sich vor Augen führen, dass sie eben deswegen solche sind, weil sie immer und immer wieder reaktualisiert werden und damit von ‚Definitionsagenturen‘ überhaupt erst zu solchen gemacht werden. Zwei wesentliche davon sind die Schule und die Universität, andere Schreibwerkstätten bzw. Verlage. Von diesen werden die Texte auch materiell rekreiert, nämlich immer wieder abgeschrieben bzw. neu gedruckt; sie erscheinen in vielen Ausgaben, kommentiert, textkritisch bearbeitet, übersetzt, gekürzt, illustriert usw., und diese verschiedenen Bearbeitungen sind wiederum charakteristisch für bestimmte Kommunikationsbereiche und Welten: Die einen machen aus einem literarischen oder philosophischen Text z. B. eine Ware der Unterhaltungsindustrie, die anderen einen Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses. Wenn solche Produkte dann in Gebrauch sind, werden sie (teilweise) vorgelesen und mündlich kommentiert, in Bestandteilen in Grafiken umgesetzt usw.

Insgesamt zeigt sich also, dass das Klassifikationsprinzip – ‚Ordne die Texte nach Kommunikationsbereichen, Medien usw.‘ – Fragestellungen ausblendet, die für ihre nähere Charakterisierung von entscheidender Bedeutung sind (vgl. auch 6.6).

6.3 Texteigenschaften und ihre Typologisierung

Die im vorigen Abschnitt besprochenen elementaren Dichotomien bzw. das, was sich auf den ersten Blick als solches darstellt, werden häufig in sehr allgemeinen, teilweise auch fachexternen Kontexten gebraucht. Bei den Versuchen, theoretisch befriedigende Texttypologien zu entwickeln, spielen diese hergebrachten und offensichtlichen Unterscheidungen dagegen kaum eine Rolle. Vielmehr haben hier zwei Kriterien im Vordergrund gestanden, die schon Isenberg für besonders geeignet hielt, nämlich einerseits das der TEXTFUNKTION und andererseits THEMENENTFALTUNGSTYPEN bzw.

Vertextungsmuster.⁶ Während bei letzteren auch in Bezug auf die Ausprägungen relative Einigkeit herrscht – unterschieden werden meist mit Brinker (2010: Kap. 3.5.) die vier Typen Narration, Deskription, Argumentation und Explikation (vgl. im vorliegenden Band 4.5) – gibt es bei den Funktionen viel unterschiedlichere Positionen (vgl. ausführlicher dazu

⁶ Diesen Ausdruck benutzen Brinker u. a. 2000/01 im HSK-Band „Text- und Gesprächslinguistik“.

Adamzik 2016: Kap. 5). Besonders gängig ist aber auch hier der Rückgriff auf die Gliederung von Brinker (2010: Kap. 4.4.), der im Anschluss an die Sprechakttypen von John R. Searle Texte entsprechend ihrer Grundfunktion in fünf Typen einteilt: nämlich solche mit Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt- oder Deklarationsfunktion (vgl. im vorliegenden Band 5.2.2). Entsprechend dem Prinzip der Mehr-Ebenen-Klassifikation werden beide Typologien natürlich nebeneinander zur Charakterisierung eines Textes oder einer Textsorte eingesetzt. Da beide Ansätze in anderen Kapiteln dieses Buches ausführlicher besprochen werden, möchte ich es bei diesen allgemeinen Hinweisen belassen und wieder zu der Frage zurückkehren, inwieweit sich damit nun eine befriedigende Aufgliederung des Textuniversums bewerkstelligen lässt.

Abgesehen davon, dass man auch die in 6.2 behandelten Kriterien bei der Charakterisierung von Texten und Textsorten einbeziehen muss, sind mit Funktion und Vertextungsmuster erst zwei weitere Aspekte erfasst. Es besteht aber allgemeiner Konsens darüber, dass es noch weitere wesentliche Texteigenschaften gibt, und es erhebt sich die Frage, warum wir denn ausgerechnet diese beiden als ganz besonders relevant auffassen sollten. Was haben wir mit ihnen eigentlich gewonnen?

Wir erhalten genau das, was wir angestrebt haben, nämlich homogene und finite Typologien mit jeweils einer kleinen Anzahl von Klassen. Diese Klassen umfassen natürlich – das ist die logische Konsequenz, man könnte auch sagen: die Kehrseite dieses Verfahrens – jeweils sehr viele Elemente, und zwar auch solche, die einander sehr unähnlich sein können, wir erhalten also höchst heterogene Klassen. Wenn man alle Texte etwa der deutschen Sprache in fünf bis zehn Klassen einteilt, dann kann dies ja nur dazu führen, dass sich die verschiedensten Phänomene beieinander finden, ganz so wie in der biologischen Systematik, wo in der Unterklasse der höheren Säugetiere u. a. Gürteltiere, Nashörner, Fledermäuse und Wale vereint sind.

#1 Schon deswegen ist es einigermaßen erstaunlich, dass man diesen homogenen Typologien auf hohem Abstraktionsniveau einen so großen Wert beimaß. Sie sind zwar sinnvoll und notwendig, aber alles andere als ausreichend. Denn die Klassen sind schlicht zu wenig differenziert, nicht distinktiv genug. Und es besteht keine Aussicht, dass man auf diesem Weg noch eine Brücke zu den anderen beiden Zugängen schlagen kann, also zu der gewöhnlichen kommunikativen Praxis oder den an authentischen Texten interessierten Textwissenschaften. In dieser Situation mag man versucht sein, die Großklassen weiter zu untergliedern. Könnten wir nicht eine hierarchische Typologie z. B. der Gebrauchstextsorten erstellen, die im ersten Schritt etwa mit fünf Funktionsklassen rechnet und an deren unterster Stufe sich die alltagssprachlichen Textsortenbezeichnungen finden? Die Vermutung, dass so etwas gar nicht

möglich sei, hat Eckard Rolf (2003) erfolgreich widerlegt. Tatsächlich hat er mehr als 2000 deutsche Bezeichnungen für schriftliche Gebrauchstextsorten im Rahmen des Searle'schen Ansatzes „exhaustiv und disjunkt“ in einer hierarchischen Taxonomie untergebracht. Wie er dabei vorgeht, zeigt Abbildung 6.3 mit einem Ausschnitt aus dieser Typologie. Nicht widerlegt, sondern eher bestätigt hat er allerdings m. E. die Annahme, dass eine solche Gesamttypologie teilweise sehr heterogene Klassen umfasst und auch keine Übersicht über das Textuniversum gewährt. Er gelangt zu insgesamt 109, also doch einer beachtlichen Zahl von Unterklassen. Zu der in der Abbildung 6.3 erscheinenden Klasse DIR 20, die insgesamt 25 Bezeichnungen umfasst, gehören neben weiteren Rätselformen auch Intelligenz-, Schulleistungs- und Schulreifetest. In einer Unterklasse der deklarativen Textsorten (DEKLA 16) befinden sich u. a. Aktie, Kassenbon, Gepäckaufbewahrungs-, Lotto- und Schuldschein beieinander. #1

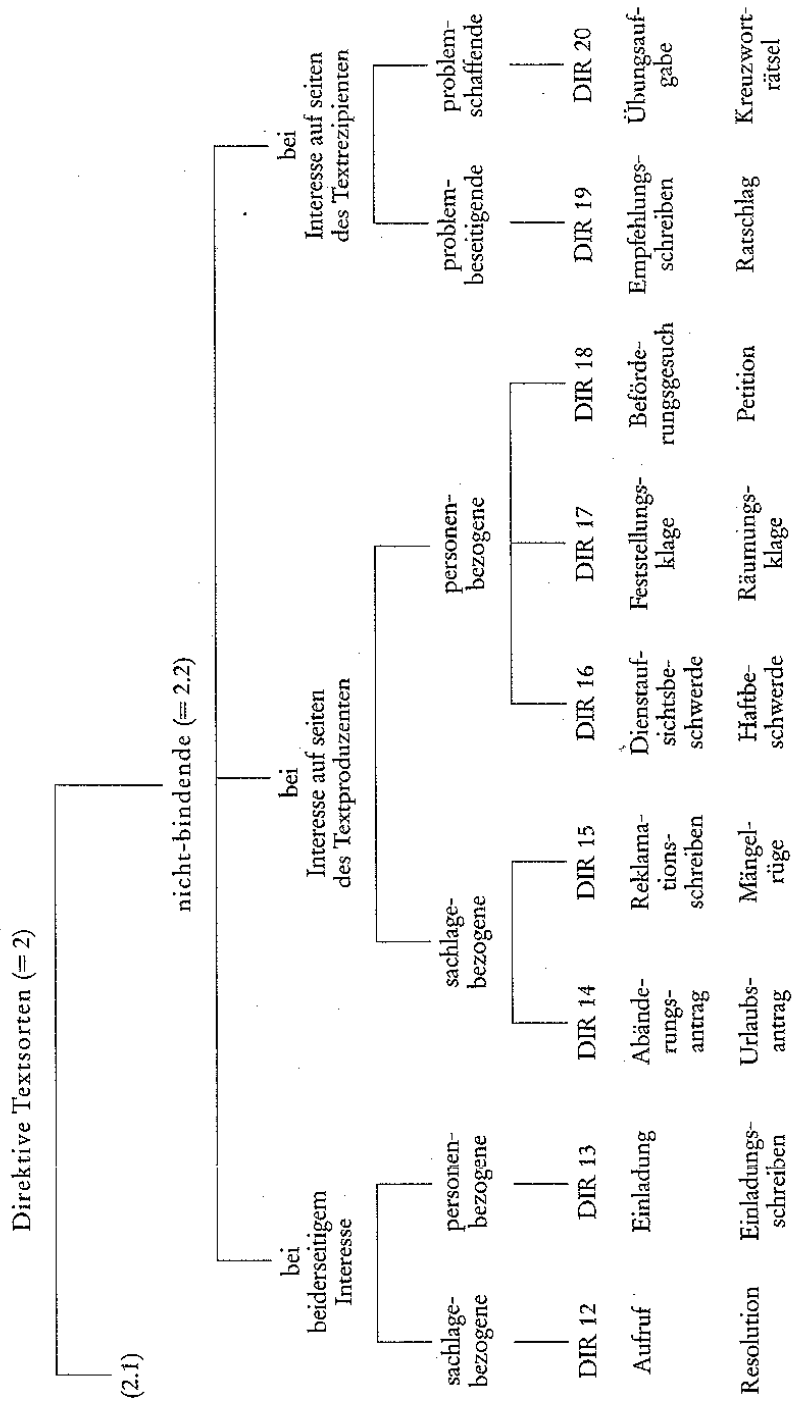


Abb. 6.3: Untergruppen direkter Textsorten (Rolf 1993: 261)

Es ist unmittelbar erkennbar, warum solche Klassenbildungen für die gewöhnliche kommunikative Praxis (und ihre wissenschaftliche Beschreibung!) so unbefriedigend sind. In diesen spielt nämlich der KOMMUNIKATIONSBEREICH eine ganz zentrale Rolle, das ist der unmittelbare praktische Lebenszusammenhang, in dem die Texte situiert sind. Sortiert man Texte nach diesem Kriterium oder bezieht es wenigstens als relevantes ein, so kommt man natürlich zu ganz anderen Unterklassen.

Man stelle sich nun vor, dass man gleich mit mehreren solchen Gesamtklassifikationen konfrontiert wäre. Was könnte man mit solchen konkurrierenden Systemen, in denen jede Textsorte ein für allemal ihren festen Platz hat – allerdings in jedem System einen anderen! – anfangen? Eine Gesamttaxonomie, selbst wenn sie hierarchisch gestuft verschiedene Differenzierungskriterien einbezieht, realisiert nicht, sondern widerspricht m. E. einem komplexen Klassifikationssystem, wie es sich nach Isenbergs revidiertem Vorschlag (1983) aufdrängt. Falls mit einer Mehr-Ebenen-Klassifikation eine solche hierarchisch geordnete Abarbeitung verschiedener Aspekte gemeint sein sollte, handelte es sich doch um einen anderen Ansatz, der vernachlässigt, dass die verschiedenen Aspekte quer zueinander liegen und daher auch nicht in eine einzige Typologie eingehen, sondern nebeneinander verwendet werden sollten. Dies nun bedeutet, dass Typologien gar nicht auf Texte (oder Wörter oder Sätze ...) angewendet werden sollten, sondern nur auf Eigenschaften dieser Entitäten. Sie sind kein Sortier-, sondern ein Beschreibungswerkzeug – ganz so, wie wir es aus Lexikologie und Grammatik gewohnt sind: Ein Wort kann u. a. in Bezug auf seine Wortart, seine morphologische Komplexität, seine Herkunft klassifiziert werden, ein Satz in Bezug auf seine Länge, seine Komplexität, den Satzbauplan usw., mit Wort- oder Satzsorten im Sinne von Typologien, die mehrere dieser Eigenschaften kombinieren, rechnen diese Disziplinen aber nicht, und das ist zweifellos auch gut so.

Je mehr Eigenschaften ein Beschreibungsobjekt aufweist, desto mehr Typologien sind für seine Charakterisierung notwendig bzw. möglich. Texte als komplexe Großzeichen haben sehr viele Eigenschaften. Der nächste Schritt bei der Erarbeitung eines komplexen Klassifikationssystems besteht also darin, sich über Menge und Art dieser Eigenschaften klar zu werden. Schon die bislang besprochenen Merkmale, insbesondere die innere Komplexität des Merkmals MEDIUM oder auch die (ja ganz offensichtlich unvollständige) Liste von Sandig (siehe Abb. 6.1) lassen in aller Deutlichkeit erkennen, wie umfangreich entsprechende Listen aussehen können. Angesichts dessen ist es verständlich und auch sinnvoll, dass sie immer nur für Teilaspekte ausgearbeitet werden. Um einer willkürlichen Auswahl und ungeordneten Auflistung zu entgehen, ist es nützlich, zunächst bestimmte Dimensionen voneinander abzugrenzen und dabei etwas differenzierter vorzugehen als bei der (in sich ohnehin problematischen) Unterscheidung von textinternen und -externen Merkmalen. Abbildung 6.4 bildet einige solche Grobsortierungsversuche aufeinander ab.

Dass gerade der FUNKTION und dem THEMENENTFALTUNGSTYP in den theoretisch orientierten Ansätzen eine herausragende Bedeutung zugewiesen wird, erklärt sich m. E. am ehesten daraus, dass es hier relativ leicht ist, auf einer obersten Ebene ein Typeninventar zu entwerfen, das mit einer Handvoll von Kategorien auskommt. Erstaunlich erscheint es mir allerdings, dass beim Thema nur der Themenentfaltungstyp regelmäßig behandelt wird. Dabei

ist es durchaus möglich, auch Thementypen selbst auf einem hohen Abstraktionsniveau zu typologisieren (vgl. dazu ausführlich Kap. 4). Ich habe vorgeschlagen Themen entsprechend dem behandelten 'Objekt' grob zu unterteilen in

- STATISCHE OBJEKTE (Gegenstände, Lebewesen, Zustände/Situationen)
- DYNAMISCHE OBJEKTE (= Ereignisse: Vorgänge und Handlungen)
- KOGNITIVE OBJEKTE (Begriffe/Kategorien, Thesen, Theorien).

In gewissem Ausmaß ist es möglich, diese Thementypen in Beziehung zu Themenentfaltungstypen zu setzen (statische Objekte: Deskription; dynamische: Narration; kognitive: Argumentation), durchgängig ist das aber nicht möglich und vor allem ist zu beachten, dass auch diese Typologie nicht als Sortier-, sondern als Beschreibungswerkzeug zu verstehen ist und einzelne Texte und auch Textsorten mehrere dieser Typen aufweisen können (vgl. dazu ausführlicher Adamzik 2016: Kap. 6.3).

Grundunterscheidung	Dressler 1972	Brinker 1985/2010	(Morris)	Heinemann 2000c ⁷	Adamzik 2016
textintern	Textgrammatik -semantik -thematik	Textstruktur grammatisch thematisch	Syntax	formal- grammatisch	(sprachliche) Gestalt
			Semantik	inhaltlich- thematisch	Thema / Inhalt
textextern	Textpragmatik	Textfunktion	Pragmatik	funktional	Funktion
				situativ	situativer Kontext

Abb. 6.4: Texteigenschaften/Aspekte der Textbeschreibung

Eher aus empirisch orientierten Ansätzen, nicht zuletzt aus der Konversationsanalyse, kommen Klassifikationsvorschläge, die den Aspekt des SITUATIVEN KONTEXTES betreffen und die eine sehr differenzierte Subgliederung in verschiedene Unter Aspekte erfordern, wie schon die Diskussion um das Merkmal Medium gezeigt hat. Daneben ordne ich auch Kommunikationsbereich und Weltbezug dem situativen Aspekt zu, ferner raum-zeitliche Situierung und Produzent/Rezipient bzw. Kommunikatoren. Dieser letzte Aspekt ist in der Konversationsanalyse besonders wichtig, da es darum geht, die Anzahl der Teilnehmer, ihr Verhältnis zueinander, ihren Bekanntheitsgrad u. a. zu berücksichtigen. Mir kommt es jedoch darauf an zu betonen, dass die Frage, wer in welcher Rolle an der Produktion, Rezeption und Re-Produktion beteiligt ist, bei der Beschreibung von Schrifttexten ebenso bedeutsam ist und die einfache Gegenüberstellung von Schreiber vs. Leser viel zu kurz greift. Im Anschluss an Diskussionen aus der Gesprächsanalyse habe ich u. a. folgende Rollen Aspekte unterschieden (vgl. dazu weiter Adamzik 2002 und 2016: Kap. 4.3):

- BERUFSROLLE,

⁷ Vgl. auch – mit etwas veränderter Formulierung – Heinemann/Heinemann 2002: 134f.

- FUNKTIONSROLLE,
- DISKURSOROLLE (Befürworter, Gegner ...),
- SPRACHTEILHABERROLLE (Muttersprachler, Sprachlerner ...),
- KOMMUNIKANTEN-/ BETEILIGUNGSROLLEN:
 - Träger der illokutionären Rolle,
 - Formulierer (lokutionäre Rolle),
 - Ersteller des Textkörpers (Äußerer – phonetischer Akt bzw. (Auf-)Schreiber),
 - Gesprächsrolle,
 - Multiplikator, Mittler und Filterinstanzen; Reaktualisierer.

Dies ist nur ein Ausschnitt, der hauptsächlich verdeutlichen soll, wie komplex die Typologien sogar noch bei Einzelaspekten aus dem situativen Bereich werden können.

Dies ist aber noch gar nichts gegenüber den Eigenschaften, die die (SPRACHLICHE) GESTALT betreffen, also vor allem Lexik und Grammatik. Bei der Lexik ist letzten Endes mit einer unüberschaubar große Menge von Ausprägungen zu rechnen, wie schon oben mit der Frage nach möglichen ‚Alternativ‘-Konzepten zu ‚Farbwort‘ angedeutet. Es lässt sich schlechterdings keine erschöpfende Systematik von semantischen Gruppen oder Wortfeldern erstellen. Die onomasiologischen Wörterbücher, die so etwas immerhin versuchen, bestätigen eher diesen Befund, als ihn zu widerlegen. Auf der untersten Ebene, d. h. bei den einzelnen Lexemen, hat man es immer mit einer unüberschaubaren Menge und teilweise arbiträren, unvorhersehbaren, sprachlich-historisch ‚zufälligen‘ Kombinationen von höchst spezifischen Merkmalen zu tun.

Was die Grammatik angeht, so haben wir hier immerhin den Vorteil, dass ja an ausgearbeiteten Typologien kein Mangel besteht, solche können direkt aus der Grammatikforschung übernommen werden. Gleichwohl dürfte es unmittelbar einsichtig sein, dass es gar keinen Sinn hat, hier Listen von potenziellen Beschreibungsaspekten zu präsentieren, also etwa Sandigs Entwurf noch um vorkommende Modi, Genera Verbi etc. zu erweitern. Denn jeder Text weist viel zu viele grammatische Eigenschaften auf, als dass es möglich wäre, sie jeweils samt und sonders zu analysieren. Außerdem beziehen sich die Typologien aus Lexikologie und Grammatik ja auf die niedrigeren Ebenen Wort und Satz. Ein Text besteht aber normalerweise aus vielen Wörtern und Sätzen, die selbstverständlich nicht alle demselben Typus angehören. Hier bleibt also gar nichts anderes übrig, als mit quantitativen Eigenschaften (Vorkommenshäufigkeit von Phänomenen) zu rechnen.

Dass wir bei Texten und Textsorten nicht immer alle sprachlichen Merkmale berücksichtigen können, ist allerdings durchaus kein Schaden, weil nämlich keineswegs alle Eigenschaften für den jeweiligen Text/die Textsorte charakteristisch und damit relevant sind. Von den

möglichen Analysekategorien wählt man also notwendigerweise aus – je nach Fragestellung und je nachdem, was das Material hergibt.

Als Fazit aus diesen Erläuterungen zu dem, was theoretisch befriedigende Typologien von Texten – und anderen (sprachlichen) Einheiten – leisten und was sie nicht leisten, ergibt sich Folgendes: Homogene Typologien siedeln sich auf einem sehr hohen Abstraktionsniveau an und führen, wenn man sie als Sortierungswerkzeug benutzt, jeweils zu wenigen sehr heterogenen Klassen. Eine Kombination sämtlicher potenziell relevanter Texteigenschaften zu *einer* komplexen Textklassifikation ist angesichts ihrer Menge kaum denkbar und jedenfalls nicht sinnvoll.

Nun haben ja nicht nur homogene Typologien, sondern auch quasi das Gegenteil, nämlich homogene Klassen, ihren Nutzen. Nur Mengen von Texten, die einander hinreichend ähnlich sind, können in kommunikationspraktischen Zusammenhängen als relevante Kategorie fungieren. Auch bei der wissenschaftlichen Arbeit ist es sinnvoll, um nicht zu sagen unausweichlich, den Untersuchungsgegenstand einzugrenzen, bei den Texten sowohl in Bezug auf das Korpus als auch auf die Beschreibungsaspekte. Damit sei auch der von Isenberg (und anderen) zumindest implizit unterstellten Annahme widersprochen, dass ad hoc gebildete bzw. ausgewählte Klassen für die Analyse ungeeignet wären. Um aus der unüberschaubaren Menge von lexikalischen Klassen zur Demonstration zwei auszuwählen: ‚Farbwort‘ oder ‚Personenbezeichnung‘ sind relativ klare Kategorien, auch wenn man ihnen nicht einen bestimmten Ort in einer umfassenden Typologie zuweisen kann – man muss nicht wissen, was es sonst noch alles für semantische Klassen gibt, um einzelne Ausdrücke den Farbwörtern bzw. Personenbezeichnungen zuordnen zu können, so wenig wie man Kenntnisse in der zoologischen Systematik braucht, um einen Elefanten zu identifizieren, oder eine Texttypologie im Hinterkopf haben müsste, um eine Stellenausschreibung zu erkennen. Die Willkür oder der Ad-hoc-Charakter von Merkmalen, wie Sandig (1972) sie in ihrer Merkmalsbeschreibung zugrunde legt, sind allenfalls deswegen störend, weil sie nicht von vornherein ihren Gegenstandsbereich eingegrenzt hat; das liegt allerdings nur daran, dass sie lediglich das Prinzip einer möglichen Abgrenzung von Textsorten nach Merkmalsoppositionen verdeutlichen wollte. Bei allen empirischen, an irgendwelchen Korpora ansetzenden Studien, ist aber die Auswahl von Merkmalen normalerweise nicht willkürlich, sondern eben induktiv, durch das Beschreibungsobjekt geleitet. Damit können wir nun diese Überlegungen abschließend auch noch eine ganz andere Klassifikation von Texteigenschaften im Bereich der eigentlich unüberschaubaren lexikalischen und grammatischen Merkmale ins Auge fassen. Das ist die Erwartbarkeit von Eigenschaften oder anders herum gesehen die Frage, woraus sich das Vorkommen bestimmter Merkmale erklärt. Dabei zeigt sich, dass eine vollständige Analyse der sprachlichen Gestalt

weder notwendig noch sinnvoll ist, da eben ein Teil der Befunde gar nicht auf die Textsortenspezifität zurückgeht – wenn es uns aber um deren Erklärung geht, dürfen wir nicht andere Faktoren unkontrolliert damit vermischen. Konkret lässt sich dies am besten am lexikalischen Material demonstrieren. Für dessen Grobsortierung schlage ich folgende Gruppen vor:

- EINZELSPRACHSPEZIFISCH – viele, im Deutschen genauer gesagt etwa die Hälfte der Wörter eines Textes erscheinen ganz einfach deswegen, weil der Text der einer bestimmten Einzelsprache ist. Dazu gehören vor allem die Funktionswörter (Artikel, Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina, Hilfsverben usw.) sowie eine Reihe von Allerweltswörtern (*geben, machen, groß, klein, heute, immer* usw.),
- TEXTSORTENSPEZIFISCH,
- THEMENSPEZIFISCH,
- NICHT ERWARTBAR.

Teilweise dürfte die Unterscheidung zwischen textsorten- und themenspezifischen Ausdrücken problematisch sein, da ja manche Textsorten in Bezug auf ihr Thema stark eingeschränkt sind. Das gilt z. B. für Wetterberichte. Sehr viel varianter sind etwa Kochrezepte, da es zwar nur eine begrenzte Menge von Handlungen und Instrumenten gibt, die dabei in Frage kommen, sogar diese, erst recht aber die Zutaten hängen dagegen davon ab, welche Speise zubereitet wird, das entsprechende Vokabular ist damit thematisch bedingt. Sehr deutlich ist der Unterschied bei Abstracts, die ja von allen möglichen Themen handeln können, als Gemeinsames aber regelmäßig Ausdrücke für den Autor des behandelten Texts, dessen Teile, spezifische Handlungen wie *erörtern, behandeln, ausführen*, allgemeines Wissenschaftsvokabular wie *Frage, Aspekt, Untersuchung* etc. aufweisen. Schließlich gibt es auch noch Textsorten, bei denen überhaupt keine lexikalischen Wahlen voraussehbar sind, da diese ganz vom Thema gesteuert sind. Das gilt z. B. für Leitartikel, Essay oder Diskussion. Damit kommen wir auf einem anderen Wege wieder zum Ausgangsproblem zurück, dem Tatbestand nämlich, dass man so Verschiedenartiges unter den Begriff *Textsorte* fasst. Diese zentrale Frage ist Gegenstand des folgenden Abschnitts.

6.4 Abstraktionsebenen: Zum Verhältnis von Text und Typ

Der wesentliche Grund für unterschiedliche Vorstellungen darüber, was eine Textsorte ausmacht, besteht darin, dass man Klassen unterschiedlichen Abstraktionsniveaus darunter fasst, angefangen von solchen, die nur in einem Merkmal spezifiziert sind (z. B. narrative Texte, Aufforderungstexte) bis hin zu solchen, bei denen viele Eigenschaften festliegen, insbesondere auch solche der sprachlichen Gestaltung (z. B. Kochrezept oder Medienhoroskop). Dem dadurch entstehenden Missstand, dass unklar ist, auf welcher Ebene

Textsorten denn nun zu verorten sind, hat man versucht abzuhelpfen, indem man zumindest formal Klassen auf unterschiedlichen Hierarchieebenen unterscheidet und für diese auch Spezialbegriffe festlegt. Schon früh haben Gülich und Raible (1975) gefordert, von *Textsorten* nur auf einer bestimmten, und zwar eher niedrigen Abstraktionsstufe zu sprechen und z. B. Telefongespräche nicht als Textsorten, sondern als *Kommunikationsarten* zu bezeichnen. Generell werden Klassen hohen Abstraktionsniveaus oft als *Texttypen* bezeichnet. Dies entspricht insbesondere dem Vorschlag Isenbergs (1983), der diesen Ausdruck für das Ergebnis homogener Klassifikationen reservieren wollte – das sind eben solche, die nur mit einem Merkmal arbeiten. Prinzipiell können das natürlich irgendwelche Merkmale sein, bevorzugt verwendet wird allerdings wohl das Kriterium FUNKTION, während man insbesondere nur medial unterschiedene Klassen eher selten als *Texttypen* oder *-sorten* betrachtet. So argumentiert insbesondere Ziegler (2002) in seinem Beitrag zu dem der *Kommunikationsform* (entspricht recht genau dem früheren Ausdruck *Kommunikationsart*) E-Mail gewidmeten Sammelband. Gleichwohl muss er konstatieren, dass nicht nur in der früheren Literatur zu E-Mails diese oft als *Textsorte* bezeichnet werden, sondern auch die anderen Beiträge des Sammelbandes „die Bezeichnungen *Textsorte* und *Kommunikationsform* variabel und mit unterschiedlicher Trennschärfe“ (Ziegler 2002: Anm. 5) verwenden. Seine Gesamteinschätzung lässt nicht darauf schließen, dass sich die Dinge seit dem ersten Kolloquium zu Textsorten entscheidend geändert haben: „Tatsächlich ist in vielen linguistischen Arbeiten trotz einer zahlreich vorhandenen Spezialliteratur ein geradezu prätheoretischer Gebrauch der Begriffe zu beobachten“ (Ziegler 2002: 10). Es drängt sich allerdings der Verdacht auf, dass die viele Spezialliteratur zu der „begrifflichen Verwirrung“ (ebd.: 11) selbst beiträgt. Dies gilt insbesondere für Ansätze, die mit einem möglichst differenzierten Inventar von Hierarchieebenen arbeiten und anscheinend an dem Vorbild der biologischen Systematik orientiert sind, d. h. eine Art Analogon zu der Reihe ‚Reich – Abteilung – Unterabteilung – Klasse – Ordnung – Familie – Gattung – Art‘ zu etablieren suchen, wofür sich Ausdrücke wie *Typ*, *Art*, *Form*, *Klasse*, *Sorte* usw. anbieten.⁸ Ganz abgesehen von der Frage, ob sich denn die biologische Systematik als Vorbild eignet⁹ – in ihr hat man es immerhin mit Naturerscheinungen zu tun, bei den Texten dagegen mit Artefakten – trägt diese Vermehrung der ‚Termini‘ m. E. insofern nur zu größerem terminologischen Wirrwarr bei, als es keinerlei Anzeichen dafür gibt, dass sich einer dieser Vorschläge allgemeiner durchzusetzen vermöchte (vgl. so auch Habscheid 2009: 62); in die alltägliche

⁸ Vgl. so als frühen Versuch Schmidt 1977, der mit der Stufung Textklasse – Texttyp – Textart rechnet, an die etwa Pfütz/Blei 1982 noch die Ebene Textsorte anhängen. Vgl. dazu auch Krause 2000: 28ff.

⁹ Dass es auch in der Biologie unterschiedliche Klassifikationsansätze gibt und die Systematiken insofern arbiträr sind, als sie keineswegs zu ‚natürlichen‘ Klassen führen, weiß man nicht erst, seit als Alternativklassifizierung auch die DNS-Etikettierung diskutiert wird.

Kommunikationspraxis oder die Textwissenschaften exportierbar scheint er mir schon gar nicht. Dazu sind auch einfach die Verhältnisse bei verschiedenen Gruppen von Texten zu unterschiedlich. Darauf weisen übrigens Heinemann und Heinemann (2002), die einen solchen Vorschlag unterbreiten, selbst hin, wenn sie ihre Abbildung (hier 6.5) folgendermaßen kommentieren:

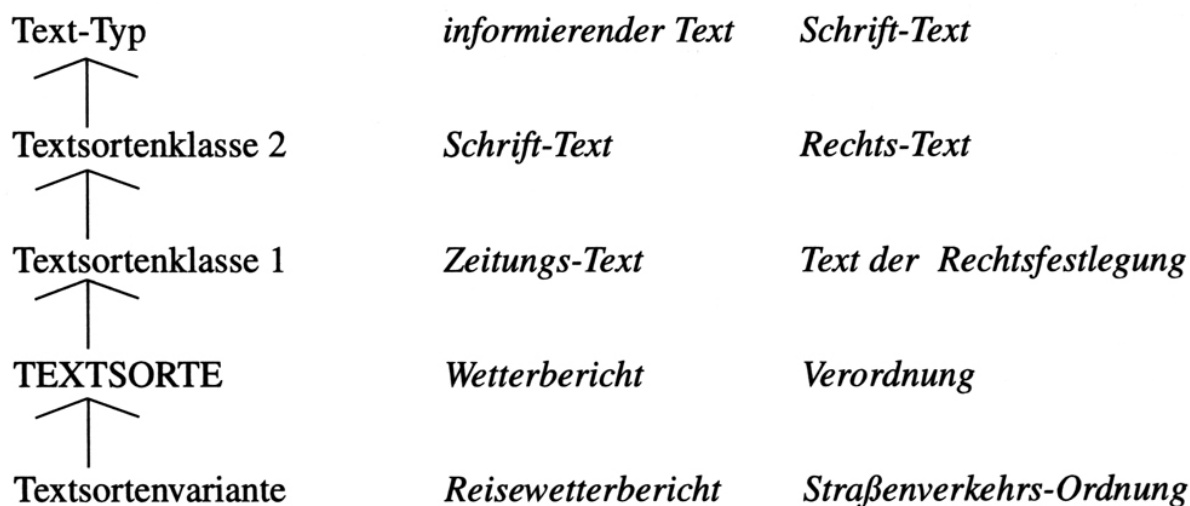


Abb. 6.5: Hierarchische Stufung von Text-Klassen (Heinemann/Heinemann 2002: 143)

Dieses allgemeine Schema der Hierarchisierung von Textklassen darf aber nicht als *Absolutum* verstanden werden. Wir erkennen schon aus den Beispielen, dass *Schrift-Texte*, je nach dem Anliegen des Klassifikators, in unterschiedlicher Position in der Hierarchie erscheinen können. [...] Die ‚Zwischenstufen‘ sind keineswegs obligatorisch; sie variieren vielmehr in Abhängigkeit vom Ziel des Klassifizierenden. Und schließlich muss einschränkend festgehalten werden, dass die Relationen zwischen den Textklassen unterschiedlicher Hierarchiestufen keineswegs immer gradlinig verlaufen. Vielfach sind gerade die Zwischenstufen, die Textsortenklassen, mit anderen Textklassen-Repräsentationen derselben Hierarchiestufe vernetzt. So gibt es z. B. *Anweisungs-Texte* sowohl im medizinischen Bereich als auch in zahlreichen anderen Kommunikationsbereichen. (Heinemann/Heinemann 2002: 143f.).

Letztendlich kommen sie denn auch zu einer Zurückweisung des hierarchischen Modells, jedenfalls wenn damit eine Gesamtklassifikation angestrebt wird:

Denn eine Gesamtklassifikation müsste nicht nur distinktiv sein und mehrere hierarchische Ebenen umfassen, sie müsste darüber hinaus ein für alle Mal systemhaft festgelegt und daher in irgendeiner Form absolut und damit letztlich verbindlich für alle Klassifikatoren sein. Eben das aber kann weder erreicht noch ernsthaft intendiert werden, denn Textklassifikationen eignen sich immer nur für bestimmte Zwecke und haben Relevanz immer nur unter bestimmten Voraussetzungen, da sie immer als Mittel und Ergebnisse integriert sind in konkrete Interaktionsereignisse (Heinemann/Heinemann 2002: 165).¹⁰

¹⁰ Damit wird m. E. allerdings auch der Versuch obsolet, Ausdrücke wie *Texttyp* usw., aber auch *Textsortenklasse*, *Textsorte*, *Textsortenvariante* als ‚Termini‘ für Klassen unterschiedlicher Abstraktionsniveaus festlegen zu wollen.

Dies entspricht klar einer Abkehr vom taxonomischen Ansatz, dem es ja gerade nicht um konkrete Interaktionsereignisse geht, denn wenn diese überhaupt betrachtet werden und man nicht von vornherein auf einem abstrakteren Niveau arbeitet, dann stellt sich dem Klassifikator nur die Frage, unter welche abstrakte(n) Klasse(n) diese Ereignisse zu subsumieren sind.

Während sich also bei den höheren Abstraktionsebenen eine einheitliche Terminologie nicht abzeichnet und nicht einmal Einigkeit darüber herrscht, ob eine solche hierarchische Stufung überhaupt sinnvoll ist, kann immerhin festgestellt werden, dass der Begriff *Textsorte* – sofern ihm irgendwelche Gegenbegriffe an der Seite stehen – immer auf einer relativ niedrigen Abstraktionsebene angesiedelt wird. Dies entspricht der Auffassung, dass es sich bei Textsorten um Phänomene handelt, die durch Merkmalsbündel zu beschreiben sind. Genau diese Auffassung finden wir auch in der am häufigsten zitierten Definition von *Textsorte*, nämlich derjenigen von Brinker:

Textsorten sind **konventionell geltende Muster** für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben. (Brinker 2010: 125; Hervorhebung im Orig.)

Hier wird also grundsätzlich vorausgesetzt, dass Textsorten auf den vier in Abb. 6.4 genannten Ebenen spezifiziert sind.

Die am Ende von 6.3 demonstrierten Unterschiede in der Erwartbarkeit bestimmter Merkmale werden damit allerdings tendenziell nivelliert. Diesen trägt Brinker allerdings gleichwohl Rechnung, wenn er feststellt:

Während stark normierte Textsorten wie Wetterbericht, Kochrezept, Vertrag, Todesanzeige, Testament bis in die sprachliche Gestaltung hinein als weitgehend vorgeprägt erscheinen, gibt es bei anderen Textsorten wie Werbeanzeige, Zeitungskommentar, populärwissenschaftlicher Text usw. durchaus unterschiedliche Möglichkeiten der Ausführung, vor allem in struktureller Hinsicht (Brinker 2010: 125).

#1 Daraus könnten wir nun zunächst wieder einmal ein neues Differenzierungskriterium ableiten und Textsorten nach dem Ausmaß ihrer Normiertheit oder Standardisiertheit einteilen. Es handelt sich natürlich um eine Skala, zu deren Aufgliederung man auch quasi-diskrete Klassen wie maximal, stark, mittel, schwach, minimal standardisiert erfinden könnte. Allerdings dürfte der Nutzen einer solchen ‚Typologie‘ recht begrenzt sein, besonders weil eine globale Charakterisierung viel zu undifferenziert ist, denn man möchte ja eher wissen, in welcher Beschreibungsdimension Merkmale festgelegt oder erwartbar sind. Schon die von Brinker als stark normiert zusammengefassten sind da sehr unterschiedlich einzuschätzen: Der Wetterbericht ist sehr stark standardisiert auf der Ebene der Wortwahl, aber variabel in

Bezug etwa auf Medium, grafische Aufbereitung und auch Syntax. Bei Testament und erst recht bei Vertrag sind Funktion und Medium festgelegt, aber nur bestimmte Teile der Formulierungen voraussehbar, die Lexik ist nämlich weitgehend themenspezifisch bzw. einzelfallbedingt. Es ist also mit den unterschiedlichsten Kombinationen von Vorhersehbarkeit in einzelnen Merkmalen und Merkmalgruppen zu rechnen. Eben deswegen scheint es mir auch müßig zu versuchen, für bestimmte Ausprägungen solcher Kombinationen spezielle Termini zu kreieren. #1

Während die Frage nach Zwischenebenen in einer Hierarchie in der Literatur ausführlich behandelt wurde, blieb die Frage, was denn eigentlich zum Verhältnis des Einzeltextes zu Textsorte oder Texttyp zu sagen sei, gänzlich im Hintergrund. Meist stützt man sich auch hier auf eine Aussage von Brinker, der annimmt, dass der „konkrete Text [...] immer als Exemplar einer bestimmten Textsorte“ erscheine, er sei z. B. „ein Fernsehkommentar, eine Zeitungsnachricht, ein Kochrezept oder eine Werbeanzeige – um nur einige alltagssprachliche Namen für Textsorten zu nennen“ (Brinker 2010: 120). Die Beispiele zeigen, dass Brinker dabei an Klassen relativ niedrigen Abstraktionsgrades denkt, wenngleich keines von ihnen einem maximal standardisierten Typ entspricht und Werbeanzeigen zu denen gehören, deren extrem variable Gestaltung sogar typisch, da funktional begründet ist – eine Strategie besteht jedenfalls darin, Werbung möglichst auffällig zu gestalten, um einer unerwünschten, aber häufigen Reaktion darauf, der Rezeptionsverweigerung, vorzubeugen.

Selbst wenn wir also der Annahme folgen, ein Text würde gewöhnlich einer bestimmten Textsorte im Sinne eines Alltagskonzepts zugeordnet (wie sie ja auch in 6.1.1 zugrunde gelegt wurde), ist damit noch nichts Spezifisches über das Verhältnis des Einzeltextes zur Textsorte ausgesagt: Ist er in erster Linie oder gar ausschließlich die Realisation eines vorgegebenen Musters? So etwas gilt tatsächlich für Formulartexte, z. B. automatisch erstellte Immatrikulationsbescheinigungen oder Bankauszüge. Oder ist er im Gegenteil nur sehr locker einem – bei den bekannten Mustermischungen sogar mehreren! – grob unterschiedenen Typen zuzuordnen, beeinflusst vielleicht dieser Einzeltext seinerseits den Typ, die prototypische Vorstellung von der Textsorte? Oder könnte der Einzeltext nicht sogar auch zur Entstehung einer neuen (Variante dieser) Textsorte beitragen?

Von einem solchen grundsätzlichen Wechselverhältnis zwischen Einzeltext und Textsorte geht man verständlicherweise in der literaturwissenschaftlichen Gattungstheorie aus:

[...] das Verhältnis zwischen Genre und Einzelwerk stellt sich als eines der nur partiellen Determinierung dar. Die in der Gattung gegebene Bündelung von Merkmalen oder Regeln erscheint im Werk mehr oder weniger (und mehr oder weniger variiert) ausgeschöpft,

zugleich zeigt das Werk (zumindest in den Details seiner sprachlichen Realisierung) eine Vielzahl von ‚freien‘ Elementen. (Dammann 2000: 549)

Ganz Entsprechendes können wir aber durchaus auch für Gebrauchstextsorten voraussetzen, besonders wenn wir dabei nicht an die stark standardisierten Kleinformen denken, sondern auch an anspruchsvolle und umfangreichere Sachtexte. Aber selbst die banalsten Textsorten – und zwar sogar dann, wenn sie Formularcharakter haben wie etwa Lottoscheine oder Reisepässe – sind das Ergebnis einer historischen Entwicklung. Dies heißt zwar, dass sie zu einem bestimmten Moment bzw. in einer bestimmten Zeitspanne wirklich keinen Raum für ‚freie Elemente‘ lassen, aber die historische Entwicklung hört ja nicht auf, und die beiden genannten Beispiele repräsentieren Fälle, bei denen die Kenntnis des alten und des neuen Formulars noch zum Wissensbestand vieler Leser dieses Textes gehören dürfte.

Das Besondere an Formulartexten ist, dass eine Veränderung der Merkmale von einer dazu befugten Instanz abrupt, von einem Moment auf den anderen, eingeführt wird. In etwa vergleichbar ist auch die Einführung neuer ‚Formate‘ in den Massenmedien – abgesehen davon, dass diese doch noch einen großen Spielraum für die Gestaltung des Einzeltextes lassen. Bei allen Textsorten, bei denen nicht eine Instanz bestimmte Vorgaben setzt, sondern die in der Verantwortung individueller Produzenten liegen, vollzieht sich die Entwicklung demgegenüber allmählich, und jeder Einzeltext wirkt, wenn auch nur in einem minimalen Ausmaß, auf den Typ zurück, bekräftigt das geläufigste Realisierungsmuster oder aber weicht davon mehr oder weniger stark ab. Und bestimmten Einzeltexten kann dabei – ebenso wie im literarischen Sektor – eine bahnbrechende oder gar epochale Bedeutung zukommen: textuelle ‚Neologismen‘, die von der Sprachgemeinschaft aufgenommen und weiterverwendet bzw. weitergeführt werden.

Als Fazit ergibt sich damit, dass auch über das Verhältnis von Einzeltext und Textsorte nichts Allgemeines ausgesagt werden kann, sondern sich diese Frage wiederum als neues Beschreibungskriterium anbietet. Es ist natürlich verwandt mit dem des Standardisierungsgrades. Wir nehmen aber hier einen anderen Blickwinkel ein: Die Frage ist nicht mehr, wie stark eine Textsorte standardisiert ist bzw. umgekehrt, wie viel Freiheit einem bei der Produktion eines solchen Textes bleibt. Ausgangspunkt ist vielmehr der Einzeltext (es handelt sich damit typischerweise um die unter 6.1.1 und 6.1.2 behandelten Zugänge), in Bezug auf den sich die Frage stellt, auf welchen Ebenen und wie stark er einem oder auch mehreren bekannten Prototypen entspricht. Axiomatisch anzunehmen, dass jeder Einzeltext eine bestimmte Textsorte – und noch dazu nur eine einzige – realisiert, kommt dagegen m. E. einer unzulässigen Vereinfachung der Komplexität und Variabilität des Verhältnisses von Text und Typ gleich.

Zu guter Letzt müssen wir noch einmal auf Abstraktionsebenen und terminologische Fragen zurückkommen, diesmal allerdings am unteren Ende der Hierarchie. Der Titel dieses Abschnitts spricht vom *Text* (in seinem Verhältnis zu *Typ* bzw. *Klasse* usw.). Im Zitat von Brinker war vom *konkreten Text* die Rede, ich habe mehrfach *Einzeltext* benutzt, sehr üblich ist es auch, von *Textexemplaren* zu reden und z. B. zu sagen, Schillers „Räuber“ sei ein Exemplar der Textsorte/Gattung Schauspiel oder Drama, das Wohnungseigentumsgesetz ein Exemplar der Textsorte Gesetz. Im alltäglichen Sprachgebrauch verwendet man den Ausdruck *Exemplar* allerdings anders, bezieht sich damit nämlich auf konkrete Einzelobjekte. So könnte ich z. B. sagen: Ich habe fünf verschiedene *Ausgaben* von Schillers „Die Räuber“ und drei textidentische *Exemplare* der Reclamausgabe, von denen allerdings eine mit Anmerkungen von mir versehen ist. Gesehen habe ich das Stück schon siebenmal (= *Aufführungs-Exemplare*), davon gleich dreifach die *Inszenierung* von Peter Kastenmüller in Frankfurt.

Wie man sieht, stellt sich auf der ‚untersten‘ Ebene des Einzeltextes, die wir bisher als eine Einheit behandelt haben, erneut die Frage nach dem Verhältnis von Type und Tokens, von so etwas wie einer abstrakten Textvorlage und konkret-materiellen Vorkommen dieser Vorlage. Ich beziehe mich auf diese Größen mit den Begriffen VIRTUELLER TEXT und TEXTKÖRPER (vgl. Adamzik 2008). Wir kommen damit auf die unter 6.2.3 bereits angesprochene Frage zurück, wie man mit Texten umgeht und sie weiterverwendet. Diese Frage ist keineswegs neu oder originell und schon gar nicht abgelegen, denn in Bezug auf Kulturen und Epochen, in denen Texte mündlich oder in Handschriften überliefert werden, ist sie ohnehin selbstverständlich, aber auch für die Editionsphilologie zentral. In der Text(sorten)linguistik ist sie jedoch lange vernachlässigt worden. Virtuelle Texte lassen sich auf verschiedenen Ebenen ansetzen, so haben z. B. verschiedene Ausgaben oder Auflagen eines Werks mehr miteinander gemeinsam als Übersetzung und Original (vgl. ausführlicher Adamzik 2016: bes. Kap. 2.5.3.).

#2 Welche Fragen sich in Bezug auf das Verhältnis virtueller Text – Textkörper stellen, sei abschließend lediglich durch die Auflistung wesentlicher Beschreibungsparameter und Ausprägungen dafür erläutert:

- MENGE DER TEXTKÖRPER (das, was bei gedruckten Texten der Auflagenhöhe entspricht): Unikat (Notizzettel, Privatbrief, Manuskript, Ausweis); eng begrenzte Menge (Vertrag, Handout, Flyer, Rundbrief); begrenzte Menge (Vorlesungsverzeichnis, Flugblatt, Newsletter); massenhaft (Zeitungen, Zeitschriften, Bücher).
- ANZAHL VON VERSIONEN UND AUSGABEN: eine (bei Unikaten sowieso – wenngleich das Vorkommen von fast identischen (Ausweis) oder weitgehend gleichen (Steuerbescheid,

Danksagungen auf ein Kondolenzschreiben) zu berücksichtigen ist); wenige (Gegenwartsliteratur: Hardcover, Taschenbuch, evtl. Hörbuch oder (Teil-)Abdruck in Textsammlungen o. Ä.; Zeitungen: Ausgaben für verschiedene Regionen); viele (Bibel, kanonische Werke der Literatur, Philosophie u.a.).

- ZEITLICHE RELATION: nah (skalar) – die Entstehung des virtuellen Textes und des vom Rezipienten benutzten Textkörpers fallen zusammen, erfolgen innerhalb eines Tages, einer Woche, eines Monats, eines Jahres; mittel: im selben zeitlichen Bezugssystem (Zeitgenossenschaft); fern: nicht im selben zeitlichen Bezugssystem (historischer Text)
- RÄUMLICHE SITUIERUNG: fixiert/ortsgebunden (Aufschriften, Schilder, Hinweistafeln, an Objekten wie Autos, Kleidung); nicht fixiert, aber mit engem Orts-/Objektbezug (häufig mit grafischem Modell des Ortes bzw. Objekts): Stadtpläne, Montageanleitungen, Pflanzenbestimmungsbücher; ohne Orts-/Objektbezug.
- ZUGÄNGLICHKEIT DER TEXTE:
 - exklusiv (nur für den Produzenten selbst oder ausgewählte Adressaten); beschränkt. In beiden Fällen kann unterschieden werden:
 - bestimmt von Produktionsinstanz oder dem Adressaten (Tagebuch, Privatbrief, Manuskript, Vorlesungsmitschrift, auf dem Netz mit Passwort geschützte Dokumente);
 - bestimmt von Aufbewahrungsinstanz (archivierte Dokumente wie Stasi-Akten; Gutachten; Manuskripte in Bibliotheken);
 - frei (veröffentlichte Texte, inklusive solcher, die ursprünglich exklusiv oder beschränkt waren wie publizierte Tagebücher, Briefe, Akten); käuflich und noch im Handel; in öffentlichen Bibliotheken etc.; im Internet frei zugänglich. #2

6.5 Schlussbemerkungen (2008)

Von einem Kapitel zur Textsortenproblematik in diesem Band mögen nicht wenige erwartet haben, dass die umstrittene Frage, was unter dieser Kategorie eigentlich zu verstehen ist, geklärt, eine möglichst präzise Definition vorgeschlagen und ein klares Untersuchungsdesign für entsprechende Analysen entworfen wird. Diesem Bedürfnis konnte ich nicht entsprechen. Mein zentrales Anliegen bestand vielmehr darin aufzuzeigen

- dass Klassifikationen auf verschiedenen Abstraktionsebenen und unter verschiedenen Kriterien („Typologisierungsbasen“) möglich und sinnvoll sind,
- dass deren Auswahl an die jeweilige Fragestellung und das Untersuchungsmaterial anzupassen und teilweise erst induktiv daraus zu entwickeln ist,

- dass sich Typologien weniger als Sortier- denn als Beschreibungswerkzeug eignen und nicht Texte, sondern Texteigenschaften betreffen,
- dass die statisch-produktorientierte Sicht auf Texte und Textsorten dringend durch eine dynamisch-verwendungsorientierte Sicht ersetzt oder mindestens ergänzt werden muss, und schließlich
- dass die Suche nach einer begrenzten Menge standardisiert abzuarbeitender Analyseprozeduren die Gefahr mit sich bringt, eine Vielzahl relevanter(er) Fragestellungen auszublenden und die Textsortenlinguistik zu einer einigermaßen sterilen Beschäftigung zu machen.

6.6 Neuere Entwicklungen

Von den in 6.5 erwähnten Desiderata ist v. a. das einer prozessual-dynamischen Sichtweise in Angriff genommen worden. Dies geht einher mit der Konsolidierung spezifischer Forschungsrichtungen, die sich zunehmend als eigenständig gegenüber einer sehr (vielleicht zu) breit gefassten Textlinguistik verstehen. Eine dieser Richtungen ist die Schreibforschung, die nicht zuletzt (hochschul)didaktisch motiviert ist (vgl. z. B. Feilke/Lehnen 2012 und Feilke/Pohl 2014). Dabei tritt die Klassifizierung/Typologisierung von Texten als Fragestellung zurück gegenüber der nach dem Erwerb von Textroutinen und literalen Prozeduren als Aufgabe von Lernern. Damit steht in Zusammenhang, dass statt von *Textsorten* heute viel häufiger von *Textmustern* die Rede ist (vgl. Adamzik 2016: 332f.) im Sinne von kognitiven Schemata, an denen sich Textproduzenten orientieren.

Auch in dem auf die Rezeption konzentrierten Ansatz von Hausendorf/Kesselheim (2008), die Text als ‚lesbares Etwas‘ verstehen, erscheint die gesamte Textsortenproblematik unter dem Stichwort *Mustergeprägtheit* bzw. *Musterhaftigkeit* (so Hausendorf u. a. 2017). Zugleich plädiert nicht nur diese Forschungsgruppe entschieden für die getrennte Behandlung von „Kommunikation mit und durch Schrift“ einerseits und Mündlichkeit andererseits. Die in 6.2.2 behandelten Fragen sind also bis heute sehr aktuell.

Einen anderen Aspekt der Dynamisierung von Text(sorten)konzepten betrifft die in 6.2.1 und 6.2.3 behandelte Verankerung von Textsorten in größeren (gesellschaftlichen) Handlungszusammenhängen. Dem älteren klassifikatorischen Anliegen sind (empirische) Untersuchungen an die Seite getreten, die das Zusammenspiel verschiedener Textsorten (s. Kap. 7; vgl. auch Brinker et al. 2014: Kap. 5.6.1.), das Textsortenrepertoire bestimmter Gruppen oder Institutionen betreffen (vgl. z. B. Habscheid 2011a). Statt Kommunikationsbereichen (wie in Brinker u. a. (2000/2001) werden jetzt eher überschaubarere „communities of practice“ in den Blick genommen (vgl. auch und die

Handbücher Sprachwissen). Dies geschieht teilweise in ausdrücklicher Anlehnung an soziologische Theorien (an Luhmann bei Gansel, z. B. 2011; jetzt auch bei Hausendorf u. a. 2017).

An Luckmann (vgl. 6.2.1) schließt eine Ausprägung der Gesprächs-/Konversationsanalyse an, die sich auch *Interaktionale Linguistik* nennt und sich eher im Gegensatz zur Text(sorten)linguistik sieht. Dabei ist dem Ausdruck *Textsorte* noch ein anderer Konkurrent erwachsen, nämlich *kommunikative Gattung*, wobei es natürlich (bevorzugt: vgl. Stein 2011: 19) um mündliche Kommunikation geht, wir also erneut auf den medialen Aspekt stoßen. Stein hat die beiden „Modellwelten“ (ebd.: 15) – kommunikative Gattung vs. Textsorte – miteinander verglichen und versucht, sie präziser gegeneinander abzugrenzen; er erwägt auch, sie beide unter den ‚theorieunbelasteten‘ (vgl. ebd.: 14) Begriff *kommunikative Praktiken* zu stellen. Die Rückkehr zum Abgrenzungskriterium der Medialität hält auch er für verfehlt, und seine Analyse ergibt, dass „die begrifflichen Konzepte grundlegende Gemeinsamkeiten aufweisen“ (ebd.: 16). Dazu gehört speziell, dass beide Konzepte Muster für die Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben bezeichnen sollen. Mit einigem Befremden konstatiert Stein, dass „sich Vertreter der Text- und Textsortenlinguistik und Vertreter der Gesprächslinguistik in ihren methodischen Überlegungen nur ausschnittsweise, z. T. aber auch gar nicht gegenseitig zur Kenntnis nehmen“ (ebd.: 9), Unterschiede zwischen den Ansätzen kaum thematisiert werden (vgl. ebd.: 21), beide indes von einem Austausch profitieren könnten (vgl. ebd.: 23).

Dem steht freilich ein Problem entgegen, dass Stein selbst sehr deutlich herausarbeitet und das hier in 6.1 zur Sprache kam, die verschiedenen Zugänge zum Phänomen. Für Stein (ebd.: 15f.) erscheint „das soziologisch und anthropologisch fundierte Gattungskonzept [...] insgesamt konsistenter [...] als die unter dem Begriff ‚Textsorte‘ firmierenden Konzepte“, da „die textklassifikatorischen Begriffe zum Teil auch in eher vor- und atheoretischer Weise auftreten“. Tatsächlich gibt es m. E. keine Textsortenlinguistik im Sinne einer theoretisch fundierten ‚Schule‘ o. Ä. und niemanden, der diesen Begriff aus theoretischen Gründen gegenüber anderen verteidigen würde. Für ihn spricht allein, dass es der auch gemeinsprachlich geläufigste für das Phänomen ist. Es existiert also nur eine Reihe sehr verschiedenartiger Ansätze, denen gar nicht an einer präzisen Definition des Begriffs *Textsorte* oder irgendwelcher Termini für hierarchische Zwischenstufen gelegen sein kann, wie Stein (vgl. ebd.: 25) sie gewissermaßen einfordert (vgl. dazu auch den Kommentar zu Abb. 6.5). *Textsorte* wird tatsächlich häufig als vollkommen unspezifischer Ausdruck für alle möglichen Klassen von Texten verwendet (vgl. Adamzik 2016: 330f.), und zwar durchaus absichtlich, weil wir nämlich einen gänzlich unspezifischen Begriff brauchen, nicht zuletzt um an die Alltagskommunikation (und auch schulische Zusammenhänge) anschließbar zu

bleiben. Das hindert selbstverständlich nicht, für spezifische (Forschungs-)Zusammenhänge jeweils geeignete Präzisierungen und Begriffsprägungen vorzunehmen; als Termini erfolgreich normieren lassen sich solche Ausdrücke aber nicht (vgl. ebd.: Kap. 2.1. und Adamzik 2018: 214ff.).

Diese prinzipiell relativistische Sicht auf die Terminologie ist notwendig, wenn Textlinguistik (so wie etwa Morphologie, Syntax oder Semantik) als gegenstands- bzw. ebenen-spezifische Disziplinbezeichnung benutzt wird, man darunter also etwa die Untersuchung des Sprachgebrauchs schlechthin versteht, die alle möglichen Formen, Kontexte und Fragestellungen einbeziehen (können) muss. Theoretisch-methodische und terminologische Präzisierungen sind dagegen immer an ausgewählte Fragestellungen gebunden. Dazu gehört natürlich auch, dass die gleichen theoretischen Modelle unterschiedlich interpretiert und nutzbar gemacht werden können. Dies gilt nun gerade für das Werk von Thomas Luckmann, der den Ausdruck *kommunikative Gattung* geprägt hat (vgl. die Aufsatzsammlungen 2002 und 2007). Im Ansatz der Interaktionalen Linguistik ist m. E. schwer erkennbar, wie die kommunikativen Gattungen mit den Sinnwelten verbunden sind. Luckmann hat sich der mündlichen Interaktion jedoch zugewendet, um „die Entwicklung einer soziologischen Sprachtheorie“ (Luckmann 2002: 201) voranzutreiben, die er als „empirische Ausweitung“ (ebd.) der frühen Publikation (Berger/Luckmann 1966) versteht. Dafür scheint ihm notwendig die „detaillierte Analyse kommunikativer Formen [...], in denen Wissen oder, allgemeiner, Sinn und moralische Orientierungen erzeugt, vermittelt und reproduziert werden“ (Luckmann 2002: 201). Luckmann schließt noch eng an den literarischen Gattungsbegriff an:

In allen Gesellschaften werden Stileinheiten des Sinns als kommunikative Gattungen objektiviert und bilden Sinnsetzungstraditionen. In Schriftkulturen werden zusätzlich auch literarische Genres ‚bereitgestellt‘, die den einzelnen noch stärker von eigenständigen Sinnsetzungen und -findungen entlasten können. Kommunikative Gattungen reichen von alltäglichen Sprichwörtern bis zu Fabeln, von Fluch- und Schimpfkonzventionen bis zu Heiligenlegenden. (Schütz/Luckmann 2017: 450)

Die Trennung von schriftlichen und mündlichen Gattungen ist offenbar nicht besonders bedeutsam und Luckmann hat ersichtlich andere gesellschaftliche Aufgaben im Blick als die, die man gewöhnlich mit Gebrauchstexten assoziiert, er erklärt nämlich:

Die wichtigsten davon sind: Wie werden relevante Aspekte der Vergangenheit vor dem Vergessen bewahrt? Wie werden zukünftige Handlungen geplant und umgesetzt? Wie wird Allgemeinwissen oder Sonderwissen vermittelt? Wie werden Vorstellungen guten Lebens formuliert und gestützt? (Luckmann 2002: 184)

Aus textlinguistischer Sicht löst sich, wie schon in 6.2.3 angedeutet, der vermeintliche Gegensatz zwischen Texten als Produkten und Interaktivität dadurch, dass Texte wie Gattungen nur eine gesellschaftliche Wirksamkeit entfalten können, wenn sie im kollektiven

Gedächtnis bewahrt werden, indem sie immer wieder neu aktualisiert werden (vgl. dazu Adamzik im Druck: Kap. 4).

#3 Kommentierte Literaturtipps

Einen guten Einblick in den jeweiligen Diskussionsstand vermitteln die Konferenzbände von Gülich/Raible 1972, Kallmeyer 1986 und Adamzik 2000. Habscheid 2011a hat einen Sammelband zum neueren Stand der Diskussion herausgegeben. Das Verhältnis zu literaturwissenschaftlichen Kategorien war Gegenstand eines Germanistentages, dokumentiert in „Textsorten und literarische Gattungen“ 1983; für den aktuellen Stand vgl. Betten u. a. 2017. Den besten Zugang zur Beschreibung einzelner Textsorten(felder) bieten neben der Bibliografie von Adamzik 1995 (Nachträge bis 2003) die Kap. IX bzw. XXII aus Brinker u. a. 2000/2001 und für Fachtexte das Kap. VII aus Hoffmann u. a. 1998/1999. Stärker (fremdsprachen)didaktisch orientiert sind Fandrych/Thurmair 2011 und Wyss/Hafner 2012.

- Adamzik, Kirsten (2017): Literatur aus der Sicht von Text- und Diskurslinguistik. In: Betten u. a. 2017, 97-119.
- Adamzik, Kirsten (2018a): Fachsprachen. Die Konstruktion von Welten. Tübingen.
- Adamzik, Kirsten (2018b): Texte, Textsorten. In: Neuland, Eva / Schlobinski, Peter (Hrsg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen. Berlin/Boston, 149-167.
- Adamzik, Kirsten (im Druck): Derselbe Text, aber anders. Was können Variations- und Textlinguistik von- und miteinander lernen? In: Adamzik, Kirsten/Maselko, Mateusz (Hrsg.): Variationslinguistik trifft Textlinguistik. Tübingen.
- Becker, Andrea/Hundt, Markus (1998): Die Fachsprache in der einzelsprachlichen Differenzierung. In: Hoffmann u. a. 1998/1999, 119-133.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1966): The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge. Garden City, NY; dt. Übers. u.d.T. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 1980.
- Betten, Anne/Fix, Ulla/Wanning, Berbeli (Hrsg.) (2017): Handbuch Sprache in der Literatur. Berlin/Boston.
- Brinker, Klaus/Cölfen, Hermann/Pappert, Steffen (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Diekmannshenke, Hajo/Klemm, Michael/Stöckl, Hartmut (Hrsg.) (2011): Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele. Berlin.
- Feilke, Helmuth/Hennig, Mathilde (Hrsg.) (2016): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin/Boston.
- Feilke, Helmuth/Lehnen, Katrin (Hrsg.): (2012): Schreib- und Textroutinen. Frankfurt a. M.
- Feilke, Helmuth/Pohl, Thorsten (Hrsg.) (2014): Schriftlicher Sprachgebrauch. Texte verfassen. Hohengehren.
- Gansel, Christina (2011): Textsortenlinguistik. Göttingen.
- Große, Franziska (2011): Bild-Linguistik. Grundbegriffe und Methoden der linguistischen Bildanalyse in Text- und Diskursumgebungen. Frankfurt a.M. u. a.
- Habscheid, Stephan (2009): Text und Diskurs. Paderborn.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen.

- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017):
Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der
Kommunikation mit und durch Schrift. Berlin/Boston.
- Holly, Werner (Hrsg.) (2013): Textualität – Visualität. Themenheft der Zeitschrift für
germanistische Linguistik 41, 1.
- Luckmann, Thomas (2002): Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981-2002.
Konstanz.
- Luckmann, Thomas (2007): Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens-
und Protozoziologie. Konstanz.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz/München,
2., überarb. Aufl.
- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Alltagssprache –
Fachsprache – Standardsprache – Dialekt und andere Gliederungstermini. In: Deutsche
Sprache 16, 289-319.
- Stein, Stephan (2011): Kommunikative Praktiken, kommunikative Gattungen und Textsorten.
Konzepte und Methoden für die Untersuchung mündlicher und schriftlicher
Kommunikation im Vergleich. In: Birkner, Karin/Meer, Dorothee (Hrsg.):
Institutionalisierter Alltag. Mündlichkeit und Schriftlichkeit in unterschiedlichen
Praxisfeldern. Mannheim, 8-27.
- Weidacher, Georg (2017): Fiktionalität und Fiktionalitätssignale. In: Betten u. a. 2017, 373-
390.
- Wichter, Sigurd (1994): Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der
Vertikalität. Tübingen.
- Wyss, Monika/Hafner, Heinz (2012): Texte! Das Textsortenbuch. Bern.
- Zymner Rüdiger (Hrsg.) (2010): Handbuch Gattungstheorie. Stuttgart/Weimar.